Wie dient das Gymnasium dem Leben?

Paul Cauer


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG SIGILLVM
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



Wie dient das Gymnasium dem Leben?

Ein Beitrag

zu den Aufgaben praktischer Geistesbildung.

Von

Paul Cauer

Direktor des städtischen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Düsseldorf.

Düsseldorf 1900.

Druck von L. Voß & Cie., Königl. Hofbuchdruckerei.

1900. Progr. Nr. 467.

In multis versandum,
in uno habitandum.

Sprachen und Sachen.

„Gymnasium“ und „Realgymnasium“ sagt man, und denkt bei dem zweiten Namen unwillkürlich, daß er eine nähere Beziehung zur „Wirklichkeit“ ausdrücke. Während das Gymnasium sich mit Dingen beschäftige, die zwar an sich sehr schön seien aber keinen reellen Gewinn brächten, lehre die Schwesteranstalt gerade diejenigen Kenntnisse, auf die es nachher im Leben wirklich ankomme. Ich glaube kaum zu irren mit der Annahme, daß auch in unserer Stadt und in den Kreisen der Eltern, die ihre Söhne uns zuschicken, diese Anschauung verbreitet ist. Dem scheint zwar die Thatsache zu widersprechen, daß zur Zeit unsere Gymnasialklassen erheblich stärker gefüllt sind als die parallelen des Realgymnasiums. Aber daraus darf noch nicht geschlossen werden, daß sich der gymnasiale Lehrplan eines so viel größeren Vertrauens erfreue. Die Schulen, welche Latein und Griechisch lehren, haben zur Zeit noch eine Reihe wichtiger äußerer Vorrechte, sie allein gewähren ihren Abiturienten den Zutritt zu allen akademischen Studien; und man kann es den Eltern kaum verdenken, wenn sie zunächst darauf ausgehen, diesen Vorteil ihren Söhnen zu sichern. Dabei tritt denn die Erwägung in den Hintergrund, die eigentlich allen anderen voranstehen sollte: welcher Unterricht den meisten inneren Wert habe, d. h. am besten geeignet sei, die dem einzelnen angeborenen Kräfte — die keineswegs bei allen von gleicher Art sind — wirksam auszubilden und aus dem unreifen Knaben einen möglichst vollkommenen Mann werden zu lassen. Diese Überlegung würde erst dann wieder in ihr gutes Recht eintreten, wenn die beiden Formen der höheren Schule — und mit ihnen die dritte, die Oberrealschule, — in ihren äußeren Berechtigungen durchaus gleichgestellt wären. Und dann würden ganz gewiß die Gymnasialklassen bald und schnell in ihrer Schülerzahl zurückgehen.

Davor, daß sie ganz aussterben könnten, ist mir nicht bange. Das Gymnasium ist der Natur der Sache nach die höhere Schule der Minderheit; die Art der Begabung, die bei ihm eine zusagende geistige Kost findet, erfahrungsgemäß nicht die häufigste. Denen aber, und seien es wenige, die mit empfänglichem Sinn und williger Hingabe den Eindrücken und Anregungen entgegenkommen, die ein vertrauter Verkehr mit den alten Sprachen bringt, vermag die altmodische Schule immer noch und heute erst recht eine Ausbildung zu geben, die nicht bloß zu ästhetischem Genuß befähigt, sondern gerade den ernsthaften Aufgaben des praktischen Lebens gegenüber sich aufs beste bewährt.

Im Mittelpunkte des Unterrichtes steht die Sprache, die Trägerin aller Kenntnisse und Vorstellungen, die wir anderen mitteilen oder von anderen empfangen. Von den Formeln der Mathematik und Chemie abgesehen müssen alle Gedanken, die zur Klarheit kommen sollen, in sprachliche Form gebracht werden. Das geschieht bei neuen Gedanken nur durch hartes Ringen mit dem Stoff, und zwar nicht bloß bei denen die überhaupt neu sind, sondern auch bei solchen, die nur der einzelne Mensch für sich zum ersten Mal erlebt. Da ist denn das Suchen nach dem treffenden sprachlichen Ausdruck die wirksame Handhabe, um den Stoff zu bewältigen, ganz einerlei welchem Gebiet er angehört: ob einem wissenschaftlichen oder dem des privaten, geschäftlichen, öffentlichen Lebens. Weiter aber! In all diesen Lebensverhältnissen sind wir fortwährend darauf angewiesen mit andern Menschen auszukommen, ihren Beistand zu gewinnen oder Widerstand zu beseitigen, sie zu leiten oder uns nach ihnen zu richten, oft beides zugleich. Das alles wird um so mehr gelingen, je besser wir die andern verstehen: nicht nur dem Wortsinne nach, was sie — vielleicht ungeschickt genug — sagen, sondern auch den eigentlichen Sinn dessen, was sie meinen, wie sie empfinden. Ohne diese Fähigkeit ist ein Leben in gesitteter Gemeinschaft unmöglich. Erworben aber oder herangebildet wird sie durch nichts so gut wie durch die Beschäftigung mit einer schwierigen und gedankenreichen fremden Sprache, wo die Lernenden immer aufs neue dazu angehalten werden, nicht bei einer oberflächlichen Erfassung des Wortlautes zu verharren, sondern tiefer zu dringen

bis zu dem, was der Redende im Grunde meint und sagen will.

Von solchen Betrachtungen aus den philologischen Jugend-Unterricht zu verteidigen ist ein dankbares Unternehmen, für dessen Durchführung in der letzten Zeit so manches geschehen ist[1]). Aber es bedarf der Ergänzung. Die sprachliche Form soll, wenn auch der wichtigste, doch keineswegs der einzige Gegenstand unsrer Bemühungen sein; sonst wäre die Besorgnis, daß darüber die Beschäftigung mit den Sachen selbst, dem wirklichen, greifbaren Inhalte des Lebens zu kurz komme, nicht unbegründet. Man hat gemeint diese Dinge dadurch hereinbringen zu müssen, daß von außen „reale Fächer" in wachsender Zahl und mit gesteigertem Betriebe neben Latein und Griechisch gestellt wurden. Daraus ist denn die bunte Fülle des jetzt herrschenden Lehrplanes entstanden, die zur Überlastung wie zur Oberflächlichkeit geführt hat. Besser wäre es, wir könnten den Unterricht in den alten Sprachen in seinem Innern so gestalten, daß er selber für die realen Verhältnisse des Lebens das Auge schärft, Interesse erweckt und Verständnis vorbereitet[2]). Zur Zeit als das preußische Gymnasium, in dessen Trümmern wir nun hausen, gegründet wurde, bedeutete „Bildung" so viel wie: Ausbildung des litterarischen und ästhetischen Sinnes; die zu gewinnen diente das Studium der Alten. Seitdem ist es anders geworden. In Kämpfen, die nicht um das Wahre und Schöne geführt wurden, sondern um Leben und Wohlstand, ist das heutige Deutschland erwachsen; in Kämpfen, politischen und wirtschaftlichen, soll es sich behaupten. Wer mit der Forderung auftritt, daß in diesem Deutschland eine Erziehung durch Griechen und Römer noch ihren Platz habe, wird beweisen müssen, daß sie den jugendlichen Geist nicht von der Welt, die uns umgiebt, ablenkt, vielmehr tüchtig machen hilft sie zu begreifen, um dereinst in ihr zu wirken.

Ein Beweis wie dieser kann auf den wenigen Seiten einer Programm-Abhandlung nicht geführt werden; überhaupt nicht mit Wort und Schrift, sondern durch die That, d. h. zunächst durch den Versuch. Die folgenden Blätter haben denn auch nur den Zweck, anschaulich zu machen, was mit den vorausgeschickten Andeutungen gemeint ist, und an einigen Beispielen zu zeigen, wie Litteratur und Geschichte der beiden alten Völker für die Vorbereitung auf ein wesentlich praktisch gerichtetes Leben fruchtbar werden können.

Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα.

I.

Zur Himmelskunde.

Wenn gefragt wird, wodurch am entschiedensten sich unser Zeitalter von allen früheren unterscheide, so kann die Antwort nur lauten: durch die gesteigerte Möglichkeit, Naturvorgänge den Zwecken der Menschen dienstbar zu machen. Diese praktische Herrschaft gründet sich auf gewonnene tiefere Einsicht. Erscheinungen, die früheren Zeiten unverständlich waren, sind auf einfachere Thatsachen und Verhältnisse zurückgeführt, aus denen sie nach erkennbaren, festen Gesetzen sich ergeben, und haben so den Charakter des Wunderbaren verloren. Dem würde es, meint man, entsprechen, wenn unter den Elementen, die heute das geistige Leben bestimmen, ein vertrauteres Verhältnis zur Natur sich geltend machte. Da das Erwartete ausbleibt, ist man unzufrieden und, weil doch irgendwer die Verantwortung tragen muß, so schilt man auf die Schule.

In Wahrheit konnte es gar nicht anders kommen. Jeder Fortschritt in Erkenntnis und Beherrschung der Natur bedeutet für den, der ihn erringt, ein tüchtiges Stück geistiger Arbeit, also einen inneren Gewinn, für jeden Folgenden aber, der das Errungene kurzerhand benutzt, eine äußerliche Erleichterung, die ihn dem Zusammenhang mit dem natürlichen Kern der Sache fern und ferner rückt; Telephon und Dampfmaschine werden tadellos bedient durch Leute, die von Physik wenig oder nichts verstehen. Und auch wo dies Verständnis erworben werden soll und deshalb der Gang, den die Forschung genommen hat, in gedrängter Überſicht wiederholt wird, also in der Schule, ist die wachsende Vollkommenheit des Apparates doch nicht bloß förderlich; denn um die zusammengesetzten Experimente, mit denen die neuere Wissenschaft arbeitet, zu ermöglichen, muß er die einfachen und fundamentalen Vorgänge der unmittelbaren Beachtung entziehen. Natürlich werden auch diese zu Anfang erklärt und anschaulich vorgeführt; aber das kann man nicht stets erneuern. Gewiß erfahren die Lernenden, wie Sauerstoff bereitet und Elektrizität erzeugt wird; braucht man aber beide zu Versuchen, so nimmt man den einen aus der Vorratsflasche, die andere von der Centrale, an die das Lehrzimmer angeschlossen ist.

Und da das eigentlich Wirksame bei allem Unterrichte nicht so sehr das bewußt belehrende Wort ist wie die allmähliche und unmerkliche Gewöhnung, so wird sich ganz leise die Vorstellung einschleichen, man habe es da mit Dingen zu thun die so gut gegeben seien wie Luft und Wasser, während doch gerade in den Untersuchungen, die zur Entdeckung solcher Stoffe und Kräfte geführt haben, das liegt, was die Natur verstehen hilft und den Geist in lebendige Fühlung mit ihr setzt. Der Lehrer mag so viel er kann der falschen Einbildung entgegenwirken; was vermögen die paar Jahre auf der Schule gegen die Eindrücke, die nachher täglich das Leben bringt?

Dies alles wird hier nicht gesagt um zu klagen, oder gar anzuklagen; das wäre ebenso nutzlos, als wenn einer jammern wollte, daß der bequeme Postverkehr den Briefstil verdorben hat wie einst die Erfindung der Schrift das Gedächtnis, oder daß die Multiplikation zweier mehrstelligen Zahlen heute nicht mehr eine so wichtige Aufgabe ist wie zur Zeit des Archimedes. Aber die Thatsache soll man anerkennen, daß es so ist: je weiter die Naturforschung fortschreitet, je vollkommener die Anwendung ihrer Resultate sich entwickelt, um so mehr wird das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Mutter Natur ein mittelbares, mechanisches. Um dagegen zu wirken und es wieder vertraulicher zu gestalten, giebt es wohl manche Mittel. Über eines derselben verfügt das Gymnasium. Indem es den Geist in die Zeiten naiver Naturanschauung zurückversetzt und dort heimisch werden läßt, gewinnt es ihm die Fähigkeit, selber wieder die Natur so anzusehen, wie sie sich dem Blicke bietet, ohne dazwischengestellte Prismen und Linsen. Davon soll hier eine Probe gegeben werden mit Bezug auf ein Gebiet, in dem die Entfremdung von der natürlichen Betrachtungsweise besonders arg, die Freude die dadurch verloren geht besonders greifbar ist.

1. Schon der Sextaner meint zu „wissen", daß die Erde eine Kugel ist; in Wahrheit glaubt er es nur, rein auf Autorität hin. Die wollen wir denn auch nicht erschüttern. Aber ich wünsche ihm doch in der nächsten Klasse — in Sexta sind griechische Sagen seit 1892 nicht mehr erlaubt — einen Lehrer, der ihn mit seiner unreifen Gelehrsamkeit tüchtig auslacht und ihm zumutet, wenigstens in einer Stunde jede Woche sich die Welt so vorzustellen, wie sie der Vater Homer gedacht hat: die Erde als runde Scheibe, rings von Wasser umflossen, darüber den Himmel als hohes blaues Gewölbe. Etwas Ähnliches sieht er wirklich; und er soll doch, das verlangen gerade die Naturforscher, lernen zu beobachten, d. h. sich dessen was er sieht bewußt zu werden. In den folgenden Jahren

befestigt sich dann hoffentlich durch selbständige Lektüre das Bild noch mehr, so daß später der Obertertianer imstande ist, sich aus eigner Kraft darüber zu wundern, daß Ovid, wo er die Schöpfungsgeschichte erzählt, die Erde als Kugel beschreibt, ja auf ihr genau die fünf Zonen kennt (Metamorph. I 12. 45 ff). — Also zur Zeit des Kaisers Augustus wußte man dies; seit wie lange? Herodot berichtet (IV 42) von einem wissenschaftlichen Unternehmen des Königs Necho, der phönizischen Schiffern aufgetragen habe, durch das Rote Meer nach Süden zu fahren, womöglich Afrika zu umsegeln und dann durch die Säulen des Herakles ins Mittelmeer zurückzukommen. Glücklich seien die Leute im dritten Jahre wieder in Ägypten angelangt und hätten etwas ganz Unglaubliches erzählt: bei der Fahrt um Afrika habe ihnen die Sonne zur Rechten, also im Norden, gestanden. In Obersekunda, wo diese Geschichte immer einmal vorkommt, sind Verstand und Interesse wach genug, um sie richtig zu würdigen: wie gerade in der Angabe, die der alte Geschichtschreiber nicht glauben wollte, für uns die Gewähr liegt, daß jene Phönizier wirklich auf der südlichen Halbkugel von Osten nach Westen gefahren sind. Der Schüler sieht dabei, daß Herodot von der wahren Gestalt der Erde noch nichts wußte, und mag nun von seinem Lehrer erfahren, wann und durch wen bald nachher diese Ansicht zur Geltung gebracht worden ist; etwas von der Entdeckung hat er selber mit erlebt.

2. Von da bis zur That des Copernicus, der die Erde den Planeten einreihte, ist freilich noch ein weiter Weg. Wir thun gut auch der heutigen Jugend fühlbar zu machen, wie schwer es war ihn zu finden; denn nur so bekommen sie eine Ahnung von der ungeheuren Umwälzung der Gedanken, zu der er geführt hat. Jahrhunderte lang hat die Menschheit mit der neuen Erkenntnis gerungen, ehe sie sich entschloß ihr zu liebe den Glauben an das, was der Augenschein lehrte, zu opfern; und diese selbe Erkenntnis wird heute zehnjährigen Knaben auferlegt! Es kann ja nicht anders sein; wir können die Kinder nicht in eine Umgebung versetzen, wo sie von moderner Weltansicht unberührt bleiben. Aber wenigstens wollen wir sie anhalten, zwischendurch auch wieder mit ihrem Nachdenken bei der älteren Anschauung zu verweilen, die dem natürlichen Sinn so viel besser zusagt, und die doch in einer Menge versteckter Beziehungen noch heute fortwirkt.

Die Alten kannten sieben Planeten: Mond und Sonne rechneten sie mit, die Erde natürlich nicht, ebenso wenig Uranus und Neptun, die noch nicht entdeckt waren. Also: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Juppiter, Venus, Saturn — allerdings eine Zusammenstellung,

aber die unsere aufgeklärten Tertianer lächeln. Fragt man aber, welche von den fünf genannten sie schon gesehen haben und am Himmel wieder zu finden wissen, so wird die Antwort in der Regel nicht sehr zuversichtlich ausfallen. Darin hatten nun wieder die Alten ihre Stärke. Sie beobachteten, was in der Natur vorging, und fanden sieben bewegliche Himmelslichter, die sie zu einer bedeutungsvollen Gruppe zusammenfaßten. Nach ihnen sind in uralter Zeit von den Babyloniern die Tage der Woche benannt worden; und diese Bezeichnungen haben sich bis heute erhalten, wenn auch im Deutschen nicht vollständig und zum Teil mit Ersetzung der römischen Götter durch germanische. Nimmt man die französischen und englischen Namensformen hinzu, so läßt sich die ursprüngliche Reihe wieder herstellen: Mars ist Zio (frz. mardi, ahd. Ziestac, engl. Tuesday), Merkur zu Wodan geworden (mercredi, Wednesday), dem Juppiter entspricht Donar, nordisch Thor (jeudi, Donnerstag, Thursday), für Venus ist mit einer kleinen Verschiebung Fria, Wodans Gemahlin, nordisch Frigg, eingetreten (vendredi, Freitag, Friday); Saturn ist nur im englischen Namen des letzten Wochentages (Saturday) erhalten. In dieser Vergleichung haben die Schüler ein Stückchen Kulturgeschichte, ein selbsterarbeitetes; und zugleich ist ihnen ein schönes Stück ehrwürdiger Natur wie zu persönlicher Bekanntschaft wieder nahe gebracht. Ganz recht, wenn sie sich nun um die beiden äußersten Planeten, die doch niemand sehen kann, wenig kümmern, die alten aber unter den Fixsternen aufsuchen, wozu es ja an Hilfe[8]) nicht ganz fehlt, und, wenn es sich so fügt, eine Zeit lang auf ihrer Wanderung verfolgen.

3. Die Bewegungen von Mond und Sonne sind für alles menschliche Leben so einflußreich, daß es wohl auch in unserm papiernen Zeitalter kaum jemanden giebt, der gar nicht darauf achtet. Immerhin habe ich schon manchen Sekundaner und Primaner gefunden, der überrascht war, daß „Mond“ und „Monat“ eigentlich dasselbe ist. Zu dieser Entdeckung sollten wir aber doch allen verhelfen, damit sie erkennen, daß ein Monat ursprünglich nicht bloß der zwölfte Teil eines Jahres ist, sondern ein Ganzes von selbständiger Bedeutung. Darüber einmal nachzudenken giebt wieder den besten Anlaß die Geschichte und die Redeweise der alten Völker.

Homer, wenn er die Grenze zweier Monate bezeichnen will, sagt (Odyss. XIX 307): *τοῦ μὲν φθίνοντος μηνός, τοῦ δ' ἱσταμένοιο*, d. i. wörtlich: „wenn der eine Mond schwindet, der andre sich einstellt“. Plutarch meint, Solon sei der erste gewesen der diese Worte richtig verstand, indem er den Tag, an dem das Abnehmen des Mondes aufhört und das Anwachsen

wieder beginnt, *ἔνη καὶ νέα* nannte: „der alte und der neue (Mond)“. Die Bezeichnung ist in der That sehr treffend; denn genau genommen vollzieht sich der Übergang in einem Augenblick, so daß ein Teil des Tages dem vorigen, ein Teil dem folgenden Monat zuzurechnen ist. Damals war noch der Gang des Mondes die Grundlage der ganzen Zeitrechnung. Man zählte seine Umläufe, und faßte so viele davon zusammen, daß der Beginn jeder neuen Reihe wieder in dieselbe Jahreszeit traf. Auf die Dauer aber wollte das nie stimmen, weil die Umlaufszeit des Mondes nicht ohne Rest in die der Sonne aufgeht. Erst Cäsar hat gesehen, wie Abhilfe zu schaffen sei, und hat das Jahr ein für allemal als Sonnenjahr festgelegt, die einzelnen Monate so abgegrenzt, daß sie zu zwölfen den Kreis ausfüllen. Damit war denn die Verwirrung beseitigt, aber freilich um den Preis, daß unsre Monate nun etwas willkürlich Festgesetztes sind und nicht mehr viel gemein haben mit den wirklichen und wirksamen Mondperioden, die doch im Leben der Natur ihr Recht behaupten.

4. Der Wechsel der Jahreszeiten macht sich unmittelbar fühlbar genug. Aber der Bauer, der Seefahrer, der Geschäftsmann bedurfte schärferer, von Zufälligkeiten der Witterung unabhängiger Termine und fand sie in den Stellungen des Fixsternhimmels, dessen regelmäßiges Fortschreiten sich dem natürlichen Sinn aufdrängte. Für den Zögling einer modernen höheren Schule wäre es schon eine ganz achtbare Leistung, wenn er von selber dazu käme zu beobachten, wie die Sterne, die er an einem ihm bekannten östlichen Horizonte über Bäumen und Dächern sich erheben sieht, an jedem folgenden Tage um die gleiche Stunde ein Stückchen höher gerückt sind. Nun mag man ihn anregen, es zu sehen, und vorwegnehmen, was er nachher selber bestätigt finden soll, wie sie sich gleichmäßig vorwärts schieben, aber nach Jahresfrist genau am alten Platze stehen; woraus sich denn durch einfache Rechnung ergiebt, daß die einzelnen Sterne täglich etwa vier Minuten früher aufgehen als am Tage vorher. Diese Anschauung war den Alten ganz geläufig, die Vorstellung einer bestimmten Jahreszeit mit dem entsprechenden Bilde, das der nächtliche Himmel darbot, fest verbunden. Orion, der drohend oben steht oder gegen Morgen sich zum Untergang neigt, deutet die stürmische Zeit des Winters an, (Vergil Aen. IV 52. Horaz Od. III 27, 18). Die vierzig Tage im Frühling, während deren die Pleiaden gar nicht zu sehen sind, bringen das Korn zum Reifen; so bald sie wieder zum Vorschein kommen, Ende Mai, soll in Griechenland die Ernte beginnen (Hesiod *Ἔργα καὶ ἡμέραι* 383 ff).

Mit diesem Beispiel haben wir das berührt, was ja eigentlich die Hauptsache war, die genaue Grenzbestimmung. Eine solche ergab sich ohne Mühe, wenn ein Auf- oder Untergang, der längere Zeit nicht beobachtet werden konnte weil er in die hellen Tagesstunden fiel, zum ersten Male wieder sichtbar wurde, oder auch umgekehrt, wenn der bisher beobachtete zuerst sich der Wahrnehmung entzog. Daß die Pleiaden im Osten aufsteigen, geschieht im Laufe des Sommers immer früher, die Dauer ihrer Sichtbarkeit wird immer größer; jetzt stehen sie bereits am Himmel, wenn abends die Sonne verschwunden ist, und bleiben die ganze Nacht hindurch; endlich ist es so weit, daß man des morgens, ehe die Sonne kommt, noch sehen kann, wie das Siebengestirn im Westen unter den Horizont sinkt; der Tag, an dem dies erreicht wurde, nach Plinius (Nat. hist. II 47) der 3. November, bedeutete für die Mittelmeerländer den Eintritt des Winters, das Ende der Seefahrt (Hesiod *ἔργα* 618 ff.). Und wir verstehen die Unruhe von Hannibals Soldaten, die sich zu dieser Zeit (occidente iam sidere Vergiliarum, Livius XXI 35) noch in den Alpen befanden und vom ersten Schneefall betroffen wurden. In dieselben Tage wie dieser „Frühuntergang“ der Pleiaden fällt der „Spätuntergang“ des Arkturus, d. h. der Zeitpunkt, wo dieser helle Stern, dessen Sichtbarkeit während der ersten Nachtstunden schon immer kürzer geworden ist, endlich zum letzten Male noch erkannt werden kann, wie er in der Abenddämmerung, hinter der Sonne her, unter den Horizont geht. Das geschah nach Plinius (Nat. hist. XVIII 74) am 2. November. Man konnte also auch durch den untergehenden Arkturus (Arcturi cadentis impetus, Horaz Od. III 1, 27) den Spätherbst bezeichnen; doch auch durch seinen Aufgang, der für die Griechen etwa am 10. September[4]) zuerst im Morgengrauen sichtbar wurde, den Frühherbst. Dieser Zeitbestimmung — durch den Frühaufgang des Sternes, der auch für uns in manchen Nächten zweimal am Himmel erscheint, —

bedienen sich Hesiod (*ἔργα* 566. 610) und Thukydides (II 78 *περὶ ἀρκτούρου ἐπιτολάς*); und sie hat wohl Sophokles im Sinne, wenn er, allerdings in sehr abgekürzter Redeweise, die sommerliche Weide der Herden dauern läßt „vom Frühling bis zum Arkturos“ (Oed. Tyr. 1137).

Man wird fragen, warum wir uns mit diesen immerhin unvollkommenen Zeitbestimmungen quälen sollen, da ja für wenige Groschen ein Kalender zu kaufen sei, in dem alles genau verzeichnet steht. Ich meine doch, es liegt ein eigner Reiz darin, daß man wieder lernt, mit eignen Augen aus der Natur etwas von ihren unvergänglichen Ordnungen und Gesetzen herauszulesen. Und übrigens sind wir genötigt diese Dinge zu erklären, weil sie in den alten Schriftstellern überall vorkommen[5]). Indem wir aber, Lehrer und Schüler gemeinsam, bemüht sind es zu einer deutlichen Vorstellung davon zu bringen, finden wir uns mehr und mehr am Himmel zurecht; die wichtigsten Sternbilder werden uns bekannt mit ihrer Bedeutung, fast darf es heißen ihrer Geschichte. Wir sehen dann mit offnerem Sinn und bewußterer Freude zu ihnen auf, wenn sie heute wie gestern, im Wechsel der Jahreszeiten und an fremdem Orte, als gute Bekannte zu uns herunter grüßen: Perseus und Andromeda, die Zwillinge, Schwan und Adler, Stier, Widder, Löwe, die Capella im Fuhrmann und die Vega in der Leier. Der schönste unter allen ist doch der Sirius, dessen buntes Geflacker den Alten Furcht erweckte (Homer Ilias XXII 26 ff.; Vergil Aen. X 273 ff.), der große Hund, der als Begleiter des Jägers Orion in der Winternacht über den Himmel zieht, und nach dem die Hundstage ihren Namen haben. Nach dem winterlichen Gestirn die heißeste Zeit des Sommers — es ist doch wohl der Mühe wert, sich darüber zu wundern? Der Grund aber, auf dem das beruht, läßt sich wieder nur finden, wenn man die mühsame Lehre vom „Frühaufgang“ zu Hilfe nimmt[6]).

II.

Geographisches.

Der Boden, aus dem die Schüler des Gymnasiums — für Realanstalten liegt die Sache ganz anders — den Hauptteil ihrer geographischen Bildung gewinnen sollen, ist die alte Welt. Man darf nur nicht vergessen, daß es hier wie überall in den höheren Schulen nicht so sehr darauf ankommt, ein Wissen zu überliefern als ein Können zu entwickeln. Kenntnisse kann einer, der sie nicht hat, jederzeit sich verschaffen, die Fähigkeit Verstand und Sinne zu gebrauchen nicht ebenso; sie will durch Gewöhnung erzogen sein. Dies ist auch hier die eigentliche Aufgabe des Unterrichtes. Es gilt zu lernen, wie man Karte und Beschreibung auf einander bezieht, die Thatsachen, die hier oder dort verzeichnet stehen, zu lebendigen Folgerungen verwertet, von der Gestalt und den natürlichen Verhältnissen einer Landschaft im Geiste ein anschauliches Bild herstellt,

Dies ist aber nur erreichbar bei einem Stück Erde, mit dem die Schüler nicht bloß in den paar Geographie-Stunden zu thun haben, sondern das sie täglich beschäftigt, in dessen Kultur und Geschichte sie heimisch werden, dessen Geisteserzeugnisse in den Werken der Litteratur sie mit eigner Mühe durcharbeiten. Ein solches Stück ist für jeden Deutschen das eigne Vaterland; darüber hinaus aber, mit einer Fülle örtlicher und zeitlicher Verhältnisse die in Mittel-Europa nicht zur Geltung kommen, der Kreis der Länder, in denen die griechische und römische Geschichte sich abgespielt hat.

1. Daß man keinen Geschichtschreiber lesen soll, ohne die Karte daneben zu legen, ist eine alte Regel; noch wichtiger doch, daß einer die Gedanken bei der Hand hat. Flumen est Arar, quod per fines Aeduorum et Sequanorum in Rhodanum influit incredibili lenitate, so liest der Untertertianer, wohl schon in den ersten Wochen (bell. Gall. I 12). Cäsar erwähnt das langsame Gefälle der Saône, weil das für die Überschreitung des Flusses und die Kämpfe, die dabei stattfanden, wichtig ist; der Leser kann aber noch an etwas andres denken. Er hat sich früher gewundert, warum nicht untere Rhone und Saône unter einem Namen begriffen werden, da sie doch in der Richtung zusammenfallen; jetzt entdeckt er den Grund: wenn die Langsamkeit des einen Stromes auffällt, so muß der andere schneller fließen; dadurch beweist er seine Einheit.

Auch bei Dichter-Lektüre findet der junge Geograph seine Rechnung. Wo die Freier in der Odyssee dem Königssohn auflauern, warum dieser, als er aus Pylos zurückkehrt, von Athene angewiesen wird am ersten Vorsprung der Insel anzulegen (Od. XV 36), welchen Weg Eumäos und der Bettler nach der Stadt nehmen müssen, wie viel Zeit etwa er erfordert: das alles läßt sich, wenn der Lehrer nur wenig hilft, zu klarer Vorstellung bringen[7]), wodurch die ganze Erzählung viel volleres Leben gewinnt. Nicht minder gut weiß der blinde Sänger auf dem Ägäischen Meere bescheid. Wenn er den zürnenden Achill drohen läßt, er werde nach Hause fahren und könne am dritten Tage in Phthia sein (Ilias IX 363), so ist das nicht aus der Luft gegriffen; die Schüler mögen selbst nachmessen und berechnen, wie viel Knoten in der Stunde bei solcher Fahrt gemacht werden mußten. Genau beschrieben ist sie in der Odyssee (III 169 ff.), wo die heimkehrenden Griechen in Lesbos überlegen, welchen Weg sie einschlagen sollen: nördlich von Chios durch's offene Meer auf Euböa zu, oder südwärts um Chios herum und an den Inseln entlang. Sie wählen den ersten; die einzelnen Stationen werden angegeben, mit völlig sachgemäßer Zeiteinteilung. Der Knabe, der sie auf

der Karte verfolgt, hat damit angefangen sich in diesem historisch so wichtigen Meeresteil wirksamer zu orientieren als durch irgend ein modernes Lehrbuch, weil es leibhaftige, ihm schon befreundete Menschen sind, die er auf ihrer gewagten Fahrt begleitet.

2. Sie führt ihn weiter, nach Süden, um Malea herum, wo diesmal der greise Nestor ungefährdet vorbeikommt. Sonst war es eine der schlimmsten Stellen für den griechischen Seefahrer. Menelaos (Od. III 287), Agamemnon (IV 514), Odysseus (IX 80) sind dort von Strömung und Nordwind fortgerissen worden, der letzte sogar, wenn wir seiner eigenen Erzählung glauben, zweimal; schon auf der Hinfahrt nach Troja hatte er von der Südspitze des Peloponnes aus einen unfreiwilligen Abstecher nach Kreta gemacht (XIX 187). Woher an dieser Stelle die starke Strömung? Das wird der Lehrer aus den Wasserverhältnissen des Mittelmeers unschwer erklären. Und damit nimmt diese merkwürdige Thatsache in den Gedanken des Schülers einen viel festeren Platz ein, als wenn er sie nur so „gelernt" hätte. Doch er soll nicht bloß nach den Ursachen fragen, auch nach den Folgen. Wenn jenes Vorgebirge so schwer zu passieren war, so suchten die Griechen wohl nach Möglichkeit es zu vermeiden, und den Verkehr mit den westlichen Gewässern lieber auf einen andern Weg zu lenken? Das thaten sie wirklich; die Gefahr des Verschlagenwerdens oder des Schiffbruches bei Malea wog schwerer als Mühe und Kosten einer Umladung auf dem Isthmus; daher die Blüte von Korinth.

Den steifen Boreas, der während des Sommers im Archipel weht, müssen wir schon als etwas Gegebenes annehmen; zu nützlichen Betrachtungen giebt auch er Anlaß. Man begreift, wie wichtig es für die Athener war, am Nordrande des Meeres eigne Besitzungen zu haben — in Thasos, auf dem Chersones —, um von da aus schnell überall hin kommen zu können, ein Verhältnis, das in Herodot's etwas anekdotenhaft ausgeschmücktem Bericht über die Einnahme von Lemnos (VI 139 f.) doch deutlich hervortritt. Auf dem Besitz der Nordküste beruhte später die Überlegenheit des Königs Philipp von Makedonien; er hatte in dem herrschenden Winde für seine schnellen Unternehmungen einen starken Bundesgenossen, was Demosthenes (I. Phil. 31 f.) richtig erkannte. Demselben Nordwinde verdankte die Insel Delos ihre kommerzielle und damit wohl auch ihre religiöse Bedeutung, weil sich in dem Sunde zwischen ihr und der benachbarten Rheneia ein sicherer Ankerplatz bot, der bei nördlicher Windrichtung ebenso bequem aufgesucht wie verlassen werden konnte. Es ist ein Vergnügen all diesen Beziehungen nachzugehen, wie sie ein köstliches Buch

über die Geographie von Griechenland unlängst in größerem Zusammenhang aufgedeckt hat[8].

Noch an andern Stellen des Mittelmeeres als vom Hellespont nach Süden giebt es Strömungen, die für die verdunstete Wassermenge Ersatz zuführen; so vor allem in der Straße von Gibraltar, wo es vom Ozean her beständig hereinflutet. Die Kunde von solcher auffallenden Erscheinung mag durch phönizische Seeleute früh nach dem Osten gebracht worden sein; so ist die geistreiche Vermutung[9]) berechtigt, es sei aus dieser Anschauung Homers Lehre entstanden, daß alle Flüsse und Quellen im Okeanos ihren Ursprung haben (Ilias XXI 195 ff.). — Daß die Völker, die das Mittelmeer befuhren, Ebbe und Flut nicht kannten, sehen wir nicht nur aus dem Schweigen darüber, sondern noch deutlicher aus den Schwierigkeiten, mit denen die Römer zu kämpfen hatten, als sie in fremden Gewässern der unheimlichen Naturerscheinung zuerst gegenüber standen. Cäsar lernte es damit fertig zu werden, als er an der Westküste von Frankreich die Veneter bekriegte (bell. Gall. II 12 ff.); trotzdem mußte er zwei Jahre später in Britannien erleben, daß ihm zur Zeit des Vollmondes ein großer Teil der Schiffe, auf denen er sein Heer über den Kanal zurückschaffen wollte, durch eine unerwartete Springflut zerstört wurde (IV 29). Noch schlimmer ging es im J. 15 n. Chr. den Soldaten des Germanicus, die auf einem Marsche längs der friesischen Küste sich zu weit in die Watten vorwagten und von der Flut erreicht wurden (Tacitus Ann. I 70). Aus Thatsachen dieser Art den richtigen Schluß zu ziehen sind unsere Schüler durchaus im stande. Kommt noch hinzu, was sie bei Herodot lesen, daß dieser, der die Gezeiten vom Roten Meere her kannte (II 11), sie vereinzelt im Mittelmeer[10]) bei Thermopylä, also im innersten Winkel eines schmalen Meerbusens, wiederfand (VII 198), so haben sie über das wichtigste Stück der Meeresnatur eine Kenntnis erhalten, die ihnen Freude macht und zu dauern verspricht, weil sie nicht fertig übernommen, sondern mit eignem Verstande erarbeitet ist.

3. Für geographische Betrachtungen wird Herodot auch sonst reiche Ausbeute gewähren, zum Teil freilich dadurch, daß er zeigt, wie dürftig doch nach vielen Seiten hin das Wissen der Alten war. Die Donau dachte er sich symmetrisch zum Nil, nach Lage der Mündungen wie in der Richtung des Laufes: der eine Fluß durchschneide Afrika in der Mitte, der andere Europa (II 26. 33 f.); die Quelle der Donau sollte bei den Pyrenäen liegen (II 33); von den Alpen weiß er überhaupt nichts, nennt aber einen Fluß Alpis, der aus Umbrien komme und in die Donau gehe (IV 49).

Wenn einzelne Schüler, was gewiß nicht ausbleibt, über solche Ansichten lächeln, so giebt dies Anlaß, daran zu erinnern, daß die Überlegenheit in der sie sich fühlen nicht ihr persönliches Verdienst ist, sondern das Ergebnis einer langen Kultur-Entwickelung — wie Leute, die von der Höhe des Kölner Domes auf die unten Gehenden herabsehen, darum doch nicht größer sind als diese. Von der Richtung eines Gebirges, dem zusammenhängenden Lauf eines Flusses, von der Gestalt eines Landes wie der Dreiecksform Siciliens, das sie Trinacria nannten, eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, das war für die Alten eine wirkliche Leistung; denn sie mußten alle einzelnen Züge der Natur selber entnehmen und dann mit der Bildkraft des eigenen Geistes ein Ganzes daraus schaffen. Heutzutage ist es schon eine ganz achtbare geographische Bildung, wenn jemand versteht den Atlas zu lesen.

4. Immerhin wollen wir diese Kunst nicht gering schätzen und mit den Schülern fleißig üben. Denn wenn sie aus den Kartenbildern, die durch menschliche Geistesarbeit geworden sind, rückwärts die Züge der Wirklichkeit herauslösen und mit einer thätigen Phantasie erfassen, so geht auch dabei das einzelne durch ihren Verstand hindurch und bringt diesen in Bewegung. Daß Rom da entstanden ist, wo drei kraftvolle Völker mit ihren Handelsinteressen zusammenkamen, weit genug von der Küste um gegen Seeräuber sicher zu sein, aber doch nicht höher am Flusse hinauf, als daß man von da aus die See befahren konnte; wie die kleinasiatischen Griechen, die um 600 v. Chr. Massalia, das jetzige Marseille, gründeten, von der Mündung der Rhone sich fern hielten, weil der reißende Strom viel Sand mitführte und deshalb kein gutes Fahrwasser bot, aber doch so nahe blieben, daß ihnen das breite Flußthal als Straße ins Innere des Landes allezeit offen stand; warum Epaminondas die Bundesstadt der Arkader gerade in der Ebene erbaute, durch die der Weg von Sparta nach Elis ging: dies und vieles Ähnliche wird in der Schule nicht gelehrt und gelernt, sondern gefunden. — Von Rom nach Campanien gab es zwei Straßen: die alte Latinische, die, den natürlichen Verhältnissen sich anpassend, an den Bergen hin und durchs Thal des Tolerus führte, und den Steindamm der Via Appia, der zur Zeit des zweiten Samniterkrieges schnurgerade durch die Pomptinischen Sümpfe gelegt wurde. Woher dieser Bau zu dieser Zeit? das erkennen auch die Schüler ganz gut, und bringen zur Vergleichung ähnliche Anlagen aus neuerer Zeit bei, etwa die „Kanonenbahn", die nach dem französischen Kriege von Berlin über Nordhausen, Wetzlar nach Metz durchgeführt wurde. Auch

sonst regen die Straßenzüge, die auf der Karte verzeichnet sind, zum Nachdenken an: so die uralte „Salzstraße", auf der die Sabiner sich von Rom aus mit diesem unentbehrlichen Gewürz versorgten, oder die Via Domitia, die gleich nach Eroberung von Gallia Narbonensis gebaut wurde und demselben Zwecke diente wie diese ganze Provinz, die Landverbindung zwischen Italien und Spanien zu sichern.

Betrachtet man die Grenzen dieses Teiles von Gallien, den Cäsar als römischen Besitz vorfand, so zeigt sich, daß sie überall durch natürliche Verhältnisse bestimmt sind. Wichtig ist dabei die große centrale Gebirgsmasse, deren Rand steil zum Rhone-Thale abfällt; und dieses selbe Gebirgsland begrenzt heute, wenn auch in etwas anderer Linie, den Bereich der Langue d'oc. Auf diese Übereinstimmung werden die Schüler von selbst aufmerksam, wenn man sie veranlaßt — was nicht oft genug geschehen kann — die moderne Karte mit der alten zusammenzuhalten. Daß Ober-Italien im Altertum als Gallia Cisalpina für sich stand, ist kein Zufall; der Zug des Apennin von Genua nach Ancona bildete für Eroberungszüge wie für freundlichen Verkehr eine schwer zu überwindende Schranke. Und auf demselben Gebirgskamm läuft noch heute nicht nur eine italienische Provinzialgrenze, sondern die Scheidelinie zweier Kulturgebiete. — Auch auf bemerkenswerte Unterschiede führt die Vergleichung der Karten. In Ravenna war eine der beiden römischen Flotten-Stationen; jetzt liegt die Stadt eine deutsche Meile vom Strande ab. Noch stärker ist weiter nördlich, wo der Po mündet, die Küste vorgeschritten, und ebenso am Ausfluß der Rhone. Die Schüler haben auch hier den Gewinn eine lehrreiche Beobachtung selber zu machen, auf Grund deren man ihnen dann zumuten darf, zu glauben, daß die ganze Po-Ebene ein allmählich ausgefüllter Busen des Meeres ist.

In etwas anderem Sinn vergleichen lassen sich die Plätze, an denen berühmte Weinsorten der Alten wuchsen, mit den entsprechenden bei uns. Der Falerner gedieh auf sanft ansteigendem Gelände an der Küste des Tyrrhenischen Meeres, der ager Caecubus war geradezu eine Sumpfebene. Aus ähnlichem Boden zog in Ägypten der Mareotische Wein seine Kraft[11]), den Kleopatra gern trank (Horaz Od. I 37, 14); auch das gute Weinland auf der Ziegeninsel, das Homer beschreibt, waren feuchte und lockere Wiesen (Odyss. IX 133). Bei uns wäre Weinkultur an solchen Stellen undenkbar. Warum? Die Frage mag wieder der Lehrer wecken; die Antwort wird ihm schon gebracht werden. Sie läßt daran denken, daß aus den Reben, als sie unter den nördlicheren Himmelsstrich verpflanzt wurden, etwas wesentlich Neues geworden ist. Und dabei wird ein rheinischer Junge immer gern sich des Kaisers erinnern, der — erst im dritten Jahrhundert — die Gesetze, welche die Anpflanzung von Wein in den Provinzen einschränkten, aufgehoben hat, der dadurch der Vater auch des deutschen Weinbaus geworden ist, und der — nomen et omen — Probus hieß[12]).

III.

Wirtschaftsleben.

1. Die Entfremdung von der Natur, die im ersten Kapitel den Ausgangspunkt unsrer Betrachtung bildete, zeigt sich besonders deutlich darin, daß die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens, das ja überall aus Verhältnissen der Natur erwächst, heutzutage den Blicken der meisten unter den sogenannten Gebildeten ganz entzogen sind. Es kann jemand Schule und Universität durchmachen, ins Amt eintreten und, wenn er sich bewährt, eine ansehnliche Stellung erlangen, die ihn und die Seinen behaglich ernährt: ohne daß er jemals recht gesehen hat, wie Nahrung eigentlich gewonnen wird. Das beste ist ja, wenn die Kinder nicht in einer großen Stadt aufzuwachsen brauchen; aber viele sind doch durch den Beruf der Eltern dazu gezwungen: und diese möchten wir gerne vor dem Schicksal bewahren, sich zu dem auszubilden was bei den Engländern cockney heißt.

Da ist wirklich wieder Homer der beste Erzieher. Wer bei ihm zu Hause ist, der ist in einer Welt zu Hause, wo der Mensch sich nahe mit der Natur berührt, in vertraulichem Verkehr aber auch in derber Arbeit. Vor 25 Jahren ist es mir selbst einmal begegnet, in einem Kreise von lauter Stadtleuten die Freude einer deutschen Hausfrau durch unerwartete Kenntnisse über Milchwirtschaft und Käsebereitung zu erregen, die dem neunten Buche der Odyssee verdankt wurden, wo das Leben, das der Kyklop in seiner Höhle und mit den Herden führt, genau beschrieben ist. Wer bei uns durch ein Dorf geht, mag die Nase rümpfen über die Düngerhaufen, die vor den Häusern liegen, und spöttisch fragen, ob denn das gerade der geeignete Platz für so etwas sei. Es muß doch wohl sein. Wenigstens bei dem „Palaste" des Odysseus war auch das erste, was dem Besucher in die Augen

fiel, ein gewaltiger Haufen Mist von Maultieren und Rindern, der vor der Hausthür aufgeschüttet lag, damit ihn die Knechte immer fortholen konnten, wenn sie das Krongut zu düngen hatten (XVII 297 ff.). — Bei aller Einfachheit war das Wirtschaften im homerischen Zeitalter doch schon wohl durchdacht. Ein Bewohner der Felseninsel Ithaka, auf der keine Pferde gehalten werden konnten, hatte auf dem benachbarten Festlande ein Gestüt, um Maulesel zu ziehen, die er sich nach Bedarf herüber holte (Od. IV 636 f.). In dem Weingarten des Phäakenkönigs gab es einen sonnigen Platz, auf dem man die Beeren noch am Stocke etwas eintrocknen ließ (Od. VII 123 f.), um nachher einen recht süßen und starken Wein zu keltern. Das ist also schon ziemlich dasselbe Getränk wie der vino secco der Italiener und Spanier, also auch wie der „Sekt", nach dem Falstaff so sehr verlangte, dessen Name dann, durch heitere Schauspielerlaune übertragen, von Berlin aus zur Bezeichnung für Champagner geworden ist[13]).

2. Einen starken Unterschied zwischen primitiver und moderner Kultur erkennen auch die Schüler leicht: bei uns herrscht Arbeitsteilung und Einseitigkeit, während die Männer, von denen Homer erzählt, den verschiedensten Anforderungen des Lebens gleichmäßig gewachsen sein mußten. Der Fürst und Kriegsheld Odysseus verstand auch tüchtig zu pflügen und zu mähen (XVIII 368. 375); unübertroffen war er als Seemann. Daß er das Blockschiff, das ihn in einsamer Fahrt von der fernen Insel zurückführen sollte, ganz allein baute und ausrüstete, war freilich ein Werk der Not; denn Gehilfen gab es nicht. Aber auch daheim einst, als glücklicher Bräutigam, hatte er sein Hochzeitbette, samt dem Gemache in dem es stand, selbst gezimmert (XXIII 189 ff.). Man darf allerdings nicht vergessen, daß solche Vielseitigkeit zum Teil in der Beschaffenheit des griechischen Landes begründet war, wo Meeresküste und Weinpflanzung, Weizenfelder und Bergweiden oft ganz nahe beieinander liegen und noch heute die Bewohner zu mannigfaltiger Ausbildung der Kräfte nötigen[14]). Einen großen Wechsel hat doch die Zeit gebracht.

Schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gab es in Athen Großbetriebe des Handwerks, die man treffend mit modernen Formen der Industrie in Parallele gestellt hat. In der Schildfabrik der Brüder Lysias und Polemarchos waren 120 Sklaven beschäftigt; in der Schwertfabrik später, die Demosthenes von seinem Vater erben sollte, 33. Seit jener Zeit ist die Verwendung von Sklaven in großen Verbänden für das griechische Erwerbsleben charakteristisch. Und ebenso nachher für das römische. Ciceros Freund Atticus betrieb einen schwungvollen Verlagsbuchhandel, indem

er von zahlreichen Sklaven die Texte, sicher noch Diktat, schreiben ließ[15]). Aber die römischen Kapitalisten gebrauchten Sklavenscharen auch dazu, die umfangreichen Landgüter zu bestellen, in denen sie ihr Vermögen gern anlegten. Und auf diese Weise ist die Sklavenarbeit in der ausgehenden römischen Republik und der Kaiserzeit für die wirtschaftliche Gesundheit des Volkes noch verhängnisvoller geworden als früher in Griechenland. Darüber kann ja überhaupt kein Zweifel sein, daß wir es hier mit der Kehrseite der antiken Herrlichkeit zu thun haben. Die freie Muße der Männer, die nach Lebensweisheit und Staatsklugheit forschend die tiefsten Gedanken heraufholten, in Kunst und Litteratur unvergängliche Werke schufen, beruhte doch zum guten Teile darauf, daß die Last der groben Arbeit auf eine gedrückte, vom feineren Genuß des Lebens ausgeschlossene Menschenmasse abgewälzt war.

Hieran hat man in neuester Zeit vielfach erinnert, seltsamer Weise in der Meinung, damit den Ruhm der Alten und ihren Wert für die Jugend-Erziehung herabzusetzen. Steht es denn heute so viel anders? Zwischen der Stellung der modernen Fabrikarbeiter und der des antiken Sklavenstandes den Vergleich zu ziehen ist überaus lehrreich[16]). Ein Unterschied tritt sogleich hervor. In Athen blieb dem freien Handwerker, dem die Konkurrenz der mit Sklaven arbeitenden Großindustrie das Brot wegnahm, nichts übrig als dem Staate zur Last zu fallen, dessen mit-beschließendes Glied er immer noch war; und die Demokratie ist nie blöde gewesen Formen zu finden, unter denen die nicht-besitzenden und nicht-erwerbenden Bürger von der Gesamtheit oder von den Wohlhabenden ernährt wurden. Auch der italienische Bauer, der von der väterlichen Scholle verdrängt war, wanderte als Proletarier in die Stadt, um dort von öffentlichen Spenden zu leben oder seine Stimme in der Volksversammlung zu verkaufen. Bei uns hindert den verarmten Landmann oder Kleinbürger kein Gesetz und kein herrschendes Vorurteil, von unten wieder anzufangen und in mühseliger aber ehrlicher Arbeit seinen Unterhalt zu verdienen. Die Schätzung der groben, auf Erwerb gerichteten Arbeit ist eben eine ganz andere geworden: man hielt sie des freien Mannes nicht für würdig; das Christentum, die Religion der Mühseligen und Beladenen, hat sie zu Ehren gebracht[17]). — Etwas Wesentliches bleibt doch an Übereinstimmung zwischen Altertum und Gegenwart: hier wie dort hohe materielle Kultur, eine Blüte auch geistigen Lebens, die aber nur dadurch möglich wird, daß eine kleine Zahl begünstigter Menschen den aufreibenden Sorgen ums Dasein entrückt ist, während die große Masse, in hartem Tagewerk schaffend, Güter erwerben hilft, die

ihr selbst keine Freude bringen. So war es zu allen Zeiten, und so wird es wohl immer sein. Wenn die Beschäftigung mit Griechen und Römern für die Söhne unserer besitzenden Klassen den Ernst dieses Verhältnisses deutlich und fühlbar macht, so ist das allein schon ein Verdienst. Die Jugend ist noch nicht Partei im wirtschaftlichen Kampfe; sie mag aus dem, was sie an fremden Völkern gesehen und verstehen gelernt hat, die rechte Gesinnung mitnehmen für ihr eigenes späteres Leben: nicht hochmütiges Pochen des Begüterten auf den Vorteil, der ihm zugefallen ist, sondern Bescheidenheit und Ehrfurcht vor dem Willen der Vorsehung, der die Lose der Menschen ungleich verteilt. Wie das, schlicht und herzhaft, Carlyle ausspricht, wenn er im „Sartor Resartus" (III 4) den Arbeiter anredet: Hardly-entreated Brother! For us was thy back so bent, for us were thy straight limbs and fingers so deformed: thou wert our Conscript, on whom the lot fell, and fighting our battles wert so marred.

3. Von der Erzeugung und Bewegung von Gütern kann man nicht sprechen, ohne desjenigen unter ihnen zu gedenken, das überall den Austausch zwischen den anderen vermittelt und, heute wenigstens, als ausschließlicher Wertmesser gilt, des Geldes[18]. Wie stand es damit bei den Alten?

Die beiden Völker, mit denen unsere Schüler bekannt werden, hatten als frühestes Mittel einen Wertbetrag abzugrenzen die Zählung von Stücken Viehes. Bei den Römern erinnert noch der Name des Geldes, pecunia, daran, daß es als bequemer Ersatz für jene ursprüngliche Form eingeführt worden war. Ihre ältesten gesetzlichen Bußen waren in Rindern und Schafen bestimmt, ähnlich wie in Athen in den Gesetzen Drakons. In der Ilias wird einmal der Wert einer tüchtigen Sklavin auf 4 Rinder geschätzt (XXIII 705); Eurykleia freilich, die Amme des Odysseus, war, als sie ganz jung ins Haus des Laertes kam, mit 20 bezahlt worden (Od. I 431). Als Diomedes und Glaukos ihre Waffen tauschen, giebt der lykische Fürst eine goldene Rüstung im Werte von 100 Rindern gegen eine eherne dahin, die nur 9 wert war (Il. VI 236). Auch im Handel kommen schon die Metalle als Tauschmittel bei Homer vor: zunächst Erz und das damals noch seltene Eisen (Il. VI 48. VII 473). Dieses harte Metall war in der ländlichen Wirtschaft für mancherlei Zwecke zu gebrauchen (Il. XXIII 834) und deshalb ein gesuchter Artikel. Eine handliche Form, es weiterzugeben oder aufzubewahren, war die von Stiften oder Stangen (ὀβολοί); und eine Menge dieser Stifte, wie sie die Hand auf einmal greifen konnte, eine „Handvoll" (δραχμή, von δράσσω),

gewohnheitsmäßig auf 6 festgesetzt, ward eine geläufige Zusammenfassung. Zu historischer Zeit gab es diese Art Geld nur noch in Sparta, wo sie denn als etwas Besonderes auffiel und der Einführung durch einen Gesetzgeber, Lykurg, zugeschrieben wurde. Daß in Wahrheit hier der Rest eines früher allgemeinen Gebrauches vorlag, wußte man nicht. Und doch wäre es allenfalls zu erkennen gewesen; denn die kleinen Silbermünzen, die man im übrigen Griechenland an Stelle der alten „Stäbe" und „Bündel" prägte, hießen immer noch — unverstanden — „Obolos" (in Athen 13 Pf.) und „Drachme" (79 Pf.).

Die Entstehung des eigentlichen Geldes vollzog sich an den Edelmetallen, die ursprünglich zu Geräten und Schmuckstücken verarbeitet dem Tauschhandel dienten, dann des hierzu immer verwendbaren Stoffes wegen geschätzt und in kleinen Massen — darin lag gerade der Vorzug vor den Nutzmetallen — genau abgewogen wurden. Homer erwähnt als Geschenk, als Kampfpreis oder Sühngeld Beträge von 2, 7, 10 Gewichtseinheiten (τάλαντα) Goldes; auch ½ und 1 kommen vor (Il. XXIII 751. 796). Nun brauchte nur jemand auf den Gedanken zu kommen, die Metallmengen ein für allemal abzuteilen, in bequeme Form zu bringen und den Stempel eines Herrschers oder einer Gemeinde darauf zu drücken, die für Gewicht und Korn die Gewähr übernahmen: so war das, was wir Geld nennen, fertig. Diese Erfindung haben nach Herodots glaubhaftem Zeugnis (I 94) die Lyder gemacht, die mit ihrem durch König Krösos sprichwörtlich gewordenen Reichtum wohl den ersten Anlaß dazu hatten. Etwa seit 650 v. Chr. verbreiteten sich von Lydien aus Münzen und Münzprägung zuerst bei den Griechen Kleinasiens, dann in den seefahrenden Staaten des Mutterlandes: Ägina, Chalkis und Eretria, Megara und Athen.

Schon die hier nur kurz angedeutete Vorgeschichte des Geldes bringt des Anregenden genug und hilft das Wesen einer so unheimlichen, weltherrschenden Macht verstehen. Besonders lohnend ist es nun aber die Wirkungen zu verfolgen, die der neue Faktor im wirtschaftlichen Leben Griechenlands hervorgebracht hat[19], wozu man allerdings der Periode vor den Perserkriegen im Unterricht ein paar Stunden mehr widmen muß, als das pädagogische Dogma ihr gönnen will. Die plötzlich sich bietende Form des Güteraustausches erleichterte dem einen die Anhäufung eines ungeheuren Vermögens, dem andern, das seinige in verschwenderischem Genuß durchzubringen. So hat ums Jahr 600 in den griechischen Städten eine Verschiebung der Besitzverhältnisse stattgefunden, die stellenweise zu einer völligen Umwälzung wurde und vor

allem den Stand der kleinen und mittleren Landbesitzer schädigte. An zwei Orten können wir die Vorgänge genauer erkennen: in Megara aus den Gedichten des Theognis, und in Athen aus den Nachrichten über die sozialen Wirren, die Solon mit seiner Gesetzgebung[20]) zu lösen suchte, aber erst der „Tyrann" Peisistratos durch kraftvolle Politik bewältigt hat. Es ist wohl nicht zuviel behauptet[21]): „Die Anfänge der Geldwirtschaft haben die griechische Gesellschaft in ähnlicher Weise aufgeregt und aufgewühlt, wie die Anfänge der Kreditwirtschaft die französische." Und wenn Marx von John Law gesagt hat, er sei „halb Schwindler halb Prophet" gewesen, so läßt sich der Gedanke in dieser Zusammendrängung allerdings auf keinen bestimmten Erfinder im Altertum übertragen; aber die schlimme Erfahrung, die dem Worte seinen Inhalt giebt, ist auch damals gemacht worden. Wie die Einführung des Papiergeldes von Goethe im zweiten Teil des Faust so drastisch geschildert — im Grunde nur ein neuer Schritt war auf der Bahn, die mit der Schaffung geprägter Münzen zuerst betreten wurde: das ist eine Anschauung, die man den Schülern gern vermiteln wird, weil sie in einen großen geschichtlichen Zusammenhang den Blick eröffnet. —

Die Entwickelung des Geldes bei den Römern vollzieht sich größtenteils im Lichte genauer historischer Nachrichten; sie hat in Mommsens „Geschichte des römischen Münzwesens" (1860) eine klassische Untersuchung und Darstellung erfahren: trotzdem ist es nicht leicht, durch ein paar Grundzüge zu orientieren, weil sich Währung und Münzfuß immer wieder geändert haben.

Das Entscheidende liegt in den beiden Reformen vor Beginn des ersten und zu Anfang des zweiten punischen Krieges. Bis zum Jahre 268 v. Chr. hatten die Römer nur Kupfergeld (1 as aeris gravis = 20 Pf.). Damals, kurz nach Beendigung erfolgreicher Kämpfe, machte der gesteigerte Wohlstand, der mehr Geld in Umlauf brachte, und der lebhafter gewordene Verkehr mit den Griechen Unter-Italiens und Siciliens die Einführung einer Silbermünze und zugleich einer leichteren Art des Kupfergeldes wünschenswert. Man prägte deshalb ein Silberstück ziemlich genau im Werte der griechischen Drachme, teilte es nach sicilischem Muster in 10 Teile und nannte jeden von diesen 1 as; daneben gab es halbe und Viertelstücke in Silber, von denen besonders das letztere beliebt wurde. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. galten also folgende Sätze:

1 as = 8,2 Pf.
1 se(mi)stertius = 2 1/2 asses = 20,5 Pf.
1 denarius = 10 asses = 82 Pf.

Die Neuerung des Jahres 268 brachte niemandem Schaden: wer vorher eine Anzahl alter Asse ausgeliehen hatte, bekam nachher ebenso viele Sesterzen zurück; nur die Benennung hatte sich geändert.

Als Grundlage der Währung diente immer noch das Kupfer, der Sold des Kriegers wurde in asses berechnet; für Silber war ein festes Wertverhältnis zum Kupfer angesetzt. Aber es zeigte sich bald, daß dieses nicht gehalten werden konnte. Die Nöte des ersten punischen Krieges drängten dazu, an der Metallmenge des Kupfergeldes zu sparen, während andrerseits Silber aus griechischem Gebiete etwas reichlicher zufloß. So sank der relative Wert des Silbers, der Münzwert des Kupfers stieg; und diese Verschiebung hätte allein schon Anlaß geben können das Verhältnis zwischen beiden neu zu fixieren. Dazu kam aber die Bedrängnis, in die das Land durch Hannibals Einfall geriet, und die an die Mittel des Staates unerwartet hohe Anforderungen stellte. Da entschloß man sich im Jahre 217 auf Antrag des Konsuls Flaminius zu einer gründlichen Reform, diesmal so, daß der Staat auf Kosten der Gläubiger einen Gewinn machte. Es wurden angesetzt:

1 denarius = 16 asses = 70 Pf.
1 sestertius = 1/4 denarius = 17,5 Pf.
1 as = 4,4 Pf.

Jetzt zahlte ein Schuldner, dem vorher 160 größere Asse (= 16 Denare) geliehen waren, nur 160 neue Asse (= 10 Denare) zurück; der Staat konnte mit derselben Kupfermenge, aus der er früher 10 Asse gemacht hatte, jetzt eine Forderung von 16 Assen bestreiten. Nur die Kriegslöhnung der Soldaten blieb von diesem Verfahren ausgeschlossen. — Übrigens hielt sich der As auch auf dem damals normierten Fuß nicht lange; er wurde weiter im Gewicht verringert, ohne daß ein neuer Versuch gemacht worden wäre das Verhältnis zwischen beiden Metallen gesetzlich festzulegen. Seit dem Ende des zweiten punischen Krieges sank das römische Kupfergeld zur Scheidemünze herab: die Doppelwährung hatte sich nicht behaupten können.

Auf die weitere Entwickelung — das Aufkommen der Goldprägung in Rom — und auf manches andere kann hier nicht eingegangen werden. Die kleine Skizze des Münzwesens steht nicht um ihrer selbst willen da, sondern soll zusammen mit dem vorher Ausgeführten zeigen, wie im Anschluß an sachliche Erklärungen, die zum Verständnis der alten Geschichte und der alten Schriftsteller ohnehin gegeben werden müssen, sich auf Schritt und Tritt Anlaß bietet, die heute bestehenden Verhältnisse zu erläutern. Zustände und Einrichtungen der Alten können wir uns und unsern Schülern nicht

anders deutlich machen, als indem wir die überlieferten Nachrichten aus der Anschauung des eigenen Lebens heraus mit Leben zu erfüllen suchen; dadurch aber, daß wir die gegenwärtigen Formen mit denen der Vergangenheit vergleichen und sie im Äußeren verschieden, im Kerne oft wunderbar übereinstimmend

finden, lernen — und lehren — wir, in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der modernen Welt das Äußerliche und Zufällige vom Notwendigen und Wesentlichen zu trennen. Und das ist doch wohl was man „verstehen" heißt.

IV.

Staat und Politik.

Das zuletzt Gesagte gilt mindestens in gleichem Maße für die staatlichen Verhältnisse, und zwar nicht bloß die römischen. Gegen vielfach geäußerte Zweifel an der politischen Begabung der Griechen hat man mit Recht geltend gemacht, daß dieses Volk doch Werke wie Platons „Staat" und Aristoteles' „Politik" hervorgebracht habe. Von denen erfahren freilich die Schüler nicht viel. Aber sie lesen in Prima die Leichenrede des Perikles, die ihnen das lebendige Bild eines großen Staatsmannes giebt (Thukyd. II 35—46); in der vorhergehenden Klasse wird man gern die Kapitel des Herodot mit ihnen durchnehmen, in denen er die persischen Großen nach dem Sturze des falschen Smerdis darüber beraten läßt, welche Verfassung der befreite Staat erhalten soll: demokratische, aristokratische oder monarchische (Hdt. III 80—82). Vor allem aber aus der Geschichte selbst lernen sie diese drei Grundformen kennen und verstehen.

1. Athen und Sparta sind für alle Zeiten typische Vertreter eines großen Gegensatzes in der Regierungsweise. Nicht nur wie diese ist, sehen wir; sondern in Athen auch wie sie entsteht, an beiden Stellen wie sie sich weiter entwickelt, wie das ursprünglich gesunde Verfassungsleben doch mit einer inneren Folgerichtigkeit ausartet und zu Mißformen führt, zur Herrschaft hier des Pöbels und der Führer die ihm schmeicheln, dort einer engherzigen Clique. — Legitime Monarchie giebt es auf griechischem Boden in historischer Zeit nicht mehr. Aber die „Tyrannis" wird lehrreich, wenn man sie, zumal in Athen, unter zwei Gesichtspunkten betrachtet: einmal von Seiten der Notwendigkeit, mit der sie inmitten sozialer und politischer Wirren sich erhob, dann im Hinblick auf die Mission, die sie zu erfüllen hatte, und auf die heilsamen Folgen, die sie für eine kräftige Weiterentwickelung des Staates gehabt hat. Daß trotzdem die Freiheit den Menschen das höchste Gut blieb, da sie sich, wie Goethe einmal sagt[22]), gerade zu ihrem Vorteil am wenigsten zwingen lassen wollen, erkennt man aus der Verschärfung des Sinnes, die der Ausdruck „Tyrann" allmählich erfahren hat. Die Sache selbst ist unter anderem Namen wiedergekehrt. Die Schüler mögen die Freude haben, das selber zu entdecken, und indem sie in Cäsar und Napoleon das erkennen, was die Griechen τύραννος nannten, die Kunst üben, wie man in allem Fremdartigen der äußeren Erscheinung doch die Verwandtschaft des Wesens herausfindet.

Die Könige des griechischen Epos scheinen zur Bildung politischer Begriffe nicht viel beizutragen. Und doch, wenn der Dichter von Sarpedon sagt, er habe das lykische Land geschirmt „durch Rechtsprechung und durch seine Stärke" (Il. XVI 542), so deutet er damit schon klar auf die beiden Grundelemente der fürstlichen Gewalt hin: daß einer zugleich oberster Richter ist und oberster Kriegsherr — zwei Eigenschaften, von denen, merkwürdig genug, Friedrich der Große die erstgenannte für die wichtigste hielt[23]). Auch für ihr Volk zu opfern lag den homerischen Königen ob (Il. III 270 ff.; Od. III 5 ff. 57 ff.). Nun gilt bei uns im evangelischen Deutschland als dritte Funktion des Landesherrn seit dem Augsburger Religionsfrieden die im Kirchenregiment, dem er als summus episcopus der Landeskirche vorsteht. Wenn man bei Durchnahme der römischen Königszeit die Schüler hieran erinnert, so wird leicht einer aus ihrer Mitte von selber vermuten, daß unsere im 16. Jahrhundert aufgekommene Anschauung auf den nach Deutschland übertragenen römischen Rechtsbegriffen beruhe, die hierin den griechischen, jedenfalls den athenischen, verwandt waren. Wie entschieden zum Wesen des Königs die Stellung als oberster Priester gehörte, sieht man am besten daraus, daß nach Aufhebung des Königtums doch in Athen der Oberbeamte, der die Aufsicht über allen Gottesdienst hatte, weiter den Titel βασιλεύς führte, in Rom für gewisse heilige Handlungen die Würde eines rex sacrorum beibehalten wurde.

Diese Maßregel ist noch in andrer Beziehung wichtig: sie zeigt den konservativen Sinn, den die Athener in der Religion, die Römer überall bewährt

haben. Wie diese im bürgerlichen Rechte, wenn sich die Verhältnisse der Wirklichkeit noch so sehr geändert hatten, es mit Hilfe der Fiktion immer so einzurichten wußten, daß eine notwendig gewordene neue Bestimmung sich in das überlieferte System einfügte, ja aus ihm entwickelt zu sein schien: so haben sie auch in der Verfassung nie einen Bruch mit der Vergangenheit vollzogen, sondern den wechselnden Bedürfnissen durch organische Weiterbildung entsprochen. So wurde das Oberamt der Republik aus dem Königtum abgeleitet, so fünf Jahrhunderte später von Cäsar und Octavian die neue Monarchie durch Zusammenfassung gesetzlicher Amtsbefugnisse in der Weise gestaltet, daß der Rahmen der republikanischen Staatsordnung nicht gesprengt zu werden brauchte. Als im J. 52 v. Chr. die inneren Wirren einen Diktator erheischten, während man sich mit Grund scheute, dem letzten der es gewesen, Sulla, einen Nachfolger zu geben, fand der Senat den Ausweg, daß er Pompeius zum „Konsul ohne Kollegen" bestellen ließ. Solche staatsmännische Besonnenheit war freilich dem beweglichen griechischen Geiste fremd.

2. Daß bei aller Neigung, bestehende Formen zu erhalten, doch der Fortschritt in Rom sich durchzusetzen vermochte, zeigt der Ständekampf durch sein Ergebnis. Auch seinen Verlauf genauer zu betrachten war vor 1892 möglich, und war nützlich. Denn nirgends konnte der Schüler so klar wie hier sehen, daß, wie alle menschlichen Verhältnisse, so auch die des Staates, der doch ein status zu sein beansprucht, in unablässigem Flusse sich bewegen, daß mit dem gewordenen Rechte überall ein werdendes ringt. Heute muß man sich begnügen, den Gegensatz von Patriziern und Plebejern kurz zu beschreiben. Dafür gewährt Hilfe, auf die mich vor Jahren ein Freund hinwies und die man eben jetzt besonders gern anwenden wird, der Vergleich mit Buren und Uitlanders in der Südafrikanischen Republik: den alten, vollberechtigten Einwohnern stehen die Zugezogenen gegenüber, die anfangs nur als fremde Schutzgenossen ihr Gewerbe treiben, im Laufe der Generationen aber sich vermehren, an Wohlstand zunehmen, heimisch werden und nun auch politische Rechte verlangen. Die Betrachtung wirkt auch hier nach zwei Seiten hin klärend: sie bewahrt vor dem Irrtum, zu dem die später erwachsene Bedeutung des Wortes „Plebs" verleitet und der in Shakespeare's „Coriolan" glänzend durchgeführt ist, als seien die Plebejer, die sich die Stellung von Vollbürgern erkämpften, arme und schmutzige Leute gewesen; zugleich macht sie auf das aufmerksam, was in der Politik der Buren unrichtig war und was man bei aller herzlichen Bewunderung ihres Heldenmutes

nicht zu verkennen braucht, daß sie es in friedlichen Zeiten versäumt haben, ihre Verfassung dem geänderten Bestande der Einwohnerschaft gemäß allmählich umzuformen. — Übrigens decken sich die beiden Seiten unserer Vergleichung nicht ganz: einen Teil der alten plebs bildeten die damaligen Bürger unterworfener Gemeinden, die denn mit ihrem Verhältnis zu den Patriziern eher in der Stellung der Messenier zu den spartanischen Eroberern oder — aus neuerer Zeit — der Iren zu den Engländern eine Parallele finden würden[24]).

Als in Rom der Geburtsadel seine thatsächliche Bedeutung verloren hatte, begann durch Zusammenschluß der alten Patrizier-Familien mit den angesehensten plebejischen eine neue Aristokratie sich zu bilden, die des Amtes: wieder ein wichtiger Begriff, der nicht ganz leicht den Schülern eingeht. Dafür lohnt dann, daß sie, wenn es gelungen ist, nicht nur die Erklärung des Wortes „Nobilität" verstanden, sondern eine neue politische Anschauung gewonnen haben. Behutsam, so weit es möglich ist, mag man auch hier moderne Analogien heranziehen; den wertvollsten Stoff zur Erläuterung bieten reichliche Züge aus den Reden und Briefen Cicero's, der selber aus dem Kreise der „Ritter" in den der „Senatoren" überging, doch auf die Wahrung eines guten Einvernehmens mit seinen früheren Standesgenossen immer Wert legte. Seitdem durch das Claudische Gesetz (gegen 218 v. Chr.) den Senatoren und Senatorensöhnen die Teilnahme an gewerblichen Unternehmungen verboten war, hatten sich die Vertreter der hohen Finanz — durch eine besondere Fügung der Umstände equites genannt — allmählich als eigner Stand neben dem Ringe der regierenden Familien befestigt. Die einen waren von der Spekulation, die andern von der Staatsverwaltung ausgeschlossen: aber beide fanden Wege die gesetzlichen Schranken zu umgehen. Cicero's Freund Marcus Brutus, der spätere Cäsarmörder, ein Mitglied der Nobilität, trieb durch Mittelspersonen in Asien den ärgsten Wucher[25]); und daß die Kapitalisten mit ihrem Vermögen es vermochten den Gang der Politik zu beeinflussen, würden wir annehmen können, auch wenn es nicht nachweisbar wäre[26]). In den Jahrzehnten nach dem zweiten punischen Kriege waren sie es, die eine förmliche Aufrichtung der Reichsgewalt im Osten durchsetzten; denn für ihre sich ausdehnenden Handelsgeschäfte wünschten sie die Sicherheit, die der römische Soldat mitbrachte, für die Ausbeutung des Zollwesens, auf der ihr Reichtum beruhte, eine Vermehrung der Provinzen. Als 100 Jahre später Mithridates zu schaffen machte, so daß außergewöhnliche militärische Maßnahmen in Asien erfordert

wurden, legte Cicero das Interesse der dort engagierten Steuerpächter (publicani) dem Volke mit der Begründung ans Herz: wenn die Einkünfte des Staates die Sehnen in seinem Körper seien, so müsse der Stand, der sie eintreibe, als Stütze aller übrigen Stände angesehen werden (de imperio Cn. Pompei 7, 17).

3. Das Verhältnis zwischen Senatoren und Rittern änderte sich in der Kaiserzeit. Da der Princeps die wichtigsten Provinzen in eigne Verwaltung übernahm, so mußte er wünschen Beamte zu haben, die ihm persönlich verantwortlich, also von ihm abhängig wären. Diese wurden zunächst aus den Freigelassenen des Kaisers, später mehr und mehr aus den Rittern genommen, und natürlich für ihre Thätigkeit honoriert. So bildete sich ein Stand von besoldeten höheren Beamten heraus, im römischen Reiche etwas Neues. Denn die Beamten senatorischen Ranges, in deren Händen bis auf Cäsar die ganze Provinzialverwaltung gelegen hatte, versahen auch die verantwortungsvollsten und arbeitsreichsten Posten nur im Ehrenamt. Daß es schimpflich sei für eine der Gesamtheit dienende Arbeit Bezahlung zu nehmen, klingt ja sehr erhaben. Wenn man aber bedenkt, was thatsächlich daraus geworden ist, wie bei den römischen Statthaltern die menschliche Natur denn doch ihre Ansprüche geltend machte und den materiellen Lohn, den es in gesetzlicher Form nicht gab, durch Aussaugen der Bevölkerung einzutreiben wußte, so hat man ein redendes Beispiel dafür, daß schöne Gedanken, in die irdische Wirklichkeit übersetzt, zu sehr unschönen Zuständen führen können. — Zu einer Betrachtung entgegengesetzter Art regt der athenische Gebrauch an, Beamte durchs Los zu bestimmen. Sokrates hat bitter darüber gespottet[27]); und uns erscheint dergleichen wie heller Wahnsinn. Der war es nun doch nicht. Bei der vielseitigen und gleichmäßigen Ausbildung, die allen Bürgern, dank der Natur des Landes und dank der mäßigen Belastung mit grober Arbeit, zu teil wurde, ließen sich in der That die Eigenschaften, deren es zur Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten bedurfte, einigermaßen bei jedem voraussetzen[28]). Und eigentlich tritt ja in unserem Repräsentativsystem eine verwandte Anschauung zu Tage, wenn doch die an sich naturgemäße Bestellung von Vertretern der verschiedenen Berufsstände ausgeschlossen, vielmehr — wenigstens in der Idee — der Anspruch erhoben wird, daß jeder Abgeordnete die Interessen aller Einwohner seines Wahlkreises, auch solche die seinem eignen Erfahrungsgebiete ganz fern liegen, gleichmäßig würdigen und wahren solle.

Unsere politischen Körperschaften sind denen der Alten recht unähnlich; und doch finden sich Beziehungen, die zum Nachdenken auffordern. Die Verteilung der gesetzgebenden Gewalt auf mehrere Faktoren, zwischen denen jedesmal eine Einigung erzielt werden muß, lernt man als etwas Notwendiges und in der Natur der Dinge Begründetes erkennen, wenn man sieht, daß sogar in dem demokratischen Athen jeder Volksbeschluß mit den Worten anfängt: Ἔδοξεν τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ, „Rat und Volk haben für gut befunden". Daß einem deutschen Sekundaner die verschiedene Bedeutung von Landtag und Reichstag einigermaßen klar sei, verlangt man mit Recht; in einem Punkte, in Bezug auf das Verfahren der Wahl zu beiden Parlamenten, giebt den ungezwungensten Anlaß zur Erläuterung ein Vergleich mit den zwei Arten der römischen Comitien, die wieder auch ihrerseits dadurch dem Verständnis näher gerückt werden. Durch Abstufung der Klassen und der Zahl der Centurien in ihnen war das Übergewicht der Besitzenden gesichert wie in unserm Dreiklassensystem bei der Landtagswahl, während innerhalb der einzelnen Tribus nach Köpfen abgestimmt wurde, also die Menge den Ausschlag gab, wie bei der Wahl zum Reichstage. Allerdings fand der praktische Sinn der römischen Staatsmänner ein Mittel, um den Einfluß der Proletarier in den Tributkomitien doch wieder zu mildern, bis in der Zeit zwischen den beiden punischen Kriegen beide Einteilungen der Bürgerschaft mit einander verschmolzen wurden. — Im Senat hießen diejenigen Mitglieder, welche noch kein öffentliches Amt bekleidet hatten, also nicht selber sprechen sondern nur der Ansicht eines Älteren beitreten durften, pedarii, nach der ursprünglichen Form, in der sich das „Beitreten" vollzog, und die in dem „Hammelsprung" unsrer Parlamente ziemlich unverändert fortlebt. Bei der vorläufigen Stimmabgabe im Senate (rogatio) wurde immer der älteste und würdigste Mann (princeps senatus) zuerst aufgerufen, dann die übrigen nach der genauen Reihenfolge ihrer amtlichen Ehren; bei uns gilt in jedem Kollegium der Grundsatz, daß bei der endgiltigen Abstimmung mit dem Jüngsten begonnen wird. Beide Methoden stehen zwar nicht im Gegensatze zu einander, beruhen jedoch auf Gedanken, die in entgegengesetzte Richtung weisen und gelegentlich zu einer für künftige Staatsbürger ganz förderlichen Betrachtung verwertet werden können.

4. Das gleiche trifft zu für ein Verhältnis im öffentlichen Leben, das in jedem Staate zu den wichtigsten gehört: das der Justiz zur Verwaltung. Wir rühmen uns ihrer Trennung; und gewiß war es eins der wirksamsten Verdienste unseres großen Königs, daß er hier, schon als jugendlicher Herrscher, den entscheidenden Schnitt mit klarem Bewußtsein

vollzogen hat[29]). Aber auch so giebt es noch Berührungen genug zwischen beiden Gebieten, und auch wohl Reibungen, die es wünschenswert machen, daß ein junger Mann, der aus der Schule ins Leben entlassen wird, schon einmal darüber nachgedacht habe, was die zwei Verwandtes haben und worin sie sich scheiden. Einen vortrefflichen Anknüpfungspunkt für solches Nachdenken giebt, in der Geschichte seines Konsulates, Cicero. Als er am 5. December 63 die überführten Catilinarier nach Beschluß des Senates hinrichten ließ, handelte er nicht viel anders, als wenn heutzutage ein leitender Staatsmann durch das Gesamt-Ministerium ein Todesurteil aussprechen und dieses dann vollstrecken lassen wollte. Man braucht nur einmal in Gedanken diese Parallele zu ziehen, um auf der einen Seite den Sturm des Unwillens zu begreifen, der sich bald nachher gegen Ciceros Amtsführung erhob, zugleich aber dankbar den Vorzug der geordneten Zustände zu empfinden, in denen wir leben, auch im Vergleich zu einer Zeit, der die unsere sonst von manchen Seiten nur allzu ähnlich sieht.

Durch die Ausbildung des Rechtes sind die Römer zu Lehrern und Erziehern der Welt geworden; in ihrer Gerichtsverfassung war nicht alles der Bewunderung wert. Aus dem Prozeß gegen Verres, dessen Führung Cicero zur Ehre gereicht, erfahren die Schüler, welche Schwierigkeit es haben konnte, selbst da, wo das Unrecht zum Himmel schrie, einen Mann zu finden, der es wagte die Anklage zu übernehmen. Und im Anschluß daran hält es nicht schwer das Gute der modernen Einrichtung schätzen zu lehren, wonach in allen Fällen, deren Ahndung im öffentlichen Interesse liegt, auch die öffentliche Gewalt den Kläger bestellt. —

Man hat neuerdings versucht die Summe dessen, was ein reiferer Schüler von den Einrichtungen des eigenen Staates wissen soll, in besonderen Darstellungen — etwa unter dem Titel „Bürgerkunde" — zusammenzufassen, nützlichen kleinen Büchern, die ich gern bei gegebener Gelegenheit empfohlen habe[30]). Einer ausgiebigeren Benutzung für die Schule steht doch im Wege, daß es keine Stelle giebt, um ihren Inhalt organisch in den Lehrplan einzufügen, und daß eine solche auch nicht geschaffen werden kann, ohne das böse Vielerlei aufs neue zu vermehren. Aber es bedarf dessen auch nicht. Worauf es ankommt, ist doch hier wie anderwärts nicht die Menge der einzelnen Kenntnisse, sondern die Aufmerksamkeit des Sinnes, die Bereitwilligkeit und Fähigkeit, auf politische Verhältnisse zu achten und das Wesentliche darin aufzufassen. Diese Eigenschaft kann gar nicht besser gepflegt werden als durch eine vergleichende Betrachtung, die im Zusammenhang der alten Geschichte wie der griechischen und lateinischen Lektüre von einer genaueren Durchnahme der staatlichen Formen des Altertums ausgeht.

V.

Geschichte.

Die Ausführungen der beiden letzten Kapitel drängen auf den Gedanken hin, daß es mit der geschichtlichen Bildung auf dem Gymnasium ebenso steht wie mit der geographischen: ihre eigentliche Quelle fließt aus dem klassischen Altertum. Man darf nur nicht denken, daß „Bildung" dasselbe sei wie „Kenntnisse". Die werden ja auch aus anderen Gebieten der Geschichte, jetzt reichlicher als früher, mitgeteilt und zur Aneignung gebracht. Aber was dem Geiste Nahrung giebt, ihn wachsen und sich entfalten läßt, ist überall nicht die Menge des überlieferten Wissens, sondern die selbständige Mühe, die aufgewandt wurde um Wissen zu erwerben. So kann einer auch die Fähigkeit, geschichtliche Verhältnisse anzuschauen, geschichtliche Fragen zu würdigen oder gar aufzuwerfen, nur an einem Stoffe gewinnen, für den er an der Arbeit des Suchens nach den Thatsachen und ihrem Zusammenhang selber irgend welchen Anteil nimmt. An realistischen Anstalten können Briefe, Memoiren, zeitgenössische Berichte zu manchen Abschnitten der englischen und französischen Geschichte immerhin so reichlich gelesen werden, daß die Schüler eine Ahnung bekommen, was historische Forschung heißt. Das Gymnasium hat noch immer den großen Vorzug, daß die wichtigsten Quellenschriften der römischen und griechischen Geschichte zugleich klassische Werke der Litteratur und als Gegenstände der Schul-Lektüre seit lange eingebürgert sind. Dies ist denn das Element, in dem und aus dem bei einem Gymnasiasten der historische Sinn gebildet wird. Auch die Maßregeln von 1892, die den eigentlichen Unterricht in alter Geschichte auf ein Minimum beschränkten, haben an dem inneren Verhältnis nichts geändert, nur dem, der die innerlich vorhandenen Kräfte zur Auswirkung bringen möchte, die Arbeit erschwert.

Daß die Geschichte des Altertums geeignet sei, Menschen unserer Zeit und im besonderen junge Deutsche zu erziehen, wird gern mit Berufung darauf

bestritten, daß ihr Inhalt uns fremd bleibe und der unmittelbaren Beziehung auf die Gegenwart entbehre. Nicht einmal dies ist schlechthin richtig. Ein in der heutigen Politik so bestimmendes Problem wie die orientalische Frage kann nur im welthistorischen Zusammenhange recht gewürdigt werden. Wie das Drängen der Russen nach dem Besitz von Konstantinopel, das Werben anderer Nationen um die Vorherrschaft ihres Einflusses dort nicht auf bloßer Eroberungslust beruht, sondern auf natürlichen und unausweichlichen Bedingungen, wird einem klar, wenn man sieht, wie von den ältesten Zeiten her um diese Stelle gestritten worden ist, an der sich die Kulturgebiete von Asien und Europa näher als irgendwo sonst berühren, wo ein wichtiger Seeweg von einer noch wichtigeren Landstraße gekreuzt wird. Der trojanische Krieg, dann die Kämpfe der Perser und Griechen sind die frühesten Formen, in denen die große Bewegung hervortritt; und wenn zu Beginn der römischen Kaiserzeit der Plan auftauchte und, weil er die Gemüter beunruhigte, im Auftrage des Augustus öffentlich zurückgewiesen werden mußte[31]), den Sitz der Herrschaft von Rom nach Byzanz zu verlegen, so ist auch dies belehrend und hilft verstehen, warum später das oströmische Reich so festen Bestand hatte und für Jahrhunderte die Erbschaft der westlichen Weltmacht übernehmen konnte.

Immerhin sind Fälle dieser Art nicht allzu häufig. Der Hauptbeitrag der alten Geschichte zum Verständnis der späteren Zeiten und gerade auch der, in welcher wir leben, liegt darin, daß sie den Schüler in einfachen, zum guten Teil selbsterarbeiteten Beispielen die historischen Grundverhältnisse kennen lehrt. Diese kehren überall wieder; und wer sie einmal klar angeschaut hat, wird sie nachher auch da finden, wo sie unter der Fülle begleitender Erscheinungen versteckt liegen[32]). Einige solcher Grundverhältnisse sollen hier kurz erläutert werden.

1. Kein Irrtum ist geläufiger, als daß man sich bei den Vorfällen, die zu einem geschichtlichen Ereignis den äußeren Anstoß gegeben haben, beruhigt und in ihnen den Kausalzusammenhang begriffen zu haben meint. Darum ist es gut, daß an einem Stoffe, der nicht allzu schwer zu durchdringen ist, der Sinn geschärft, und das Auge gewöhnt wird sich auf ein doppeltes Objekt einzustellen: die sichtbare Veranlassung und den verborgen wirkenden Grund. Von den Verwickelungen, die zum ersten und zweiten Samniterkrieg, zum Kampfe der Römer gegen Tarent, zur offenen Feindschaft mit Karthago geführt haben, hört der Sekundaner nicht nur im Geschichtsunterricht, sondern liest auch einiges davon selber bei Livius. Es schadet gar nichts, wenn er mit den Einzelheiten genauer befaßt wird; um so mehr wirkt es nachher, wenn ihm der Lehrer klar macht, daß sie im Grunde nicht sehr wichtig sind. Ein Unterricht, der von vornherein bloß die Hauptsachen mitteilt, beraubt den Schüler gerade der fruchtbarsten und wirksam bildenden Thätigkeit: aus der Menge des Thatsächlichen selber herauszufinden, worauf es eigentlich ankommt. Auch dem Manne bringt ja das Leben die Hauptsachen nicht sauber präpariert entgegen. Wie soll er in den Wirrnissen der Politik des Tages, die ihn umdrängen, sich zurechtfinden, wenn er nicht gelernt hat, nach den wahren Beweggründen zu suchen die unter der Oberfläche versteckt liegen? Eine erste Anleitung dazu gehört schon in die Schule, und gerade in den Teil des Geschichtsunterrichtes, der durch seinen Stoff zu keinerlei bedenklichem Eingehen auf Zeitfragen einladet. — In unserm Falle ist es nicht schwer einzusehen, daß kraftvolle Nationen mit innerer Notwendigkeit nach Ausdehnung streben, so daß Kampanien, wie es zwischen Römern und Samnitern, Sicilien, als es zwischen römischem und karthagischem Machtbereich in der Mitte lag, unvermeidlich einen Konflikt herbeiführen mußte, einerlei bei welcher Gelegenheit und in welcher Form er ausbrach. Bekanntlich waren ja die Umstände, unter denen der erste punische Krieg angefangen wurde, für die Römer durchaus nicht ehrenvoll, so daß ihr Recht in diesem Streite ganz verschieden zu beurteilen ist, je nachdem der Anlaß oder der Grund ins Auge gefaßt wird.

Unter den Kriegen der griechischen Geschichte ist einer, dessen Entstehung aus allerlei kleineren Händeln dem Lernenden erfahrungsgemäß viel Mühe macht, der peloponnische. Korkyra Potidäa Megara, und was darüber zu sagen ist, möchte ich keinem ersparen; aber es soll alles nur Vorbereitung sein und gewissermaßen Folie für die eindringendere Erkenntnis, die uns Nissen gelehrt hat: daß der Selbsterhaltungstrieb der attischen Großmacht zu dem Versuche drängen mußte, auch im Westen der griechischen Welt Fuß zu fassen, wodurch denn ein Zusammenstoß mit Korinth, dessen Vorzug eben auf dem gleichmäßigen Anteil an beiden Meeren beruhte, von selbst gegeben war[33]). Schon Themistokles hatte den Blick nach Westen gelenkt: er nannte zwei seiner Töchter Italia und Sybaris (Plutarch Them. 32); und als im Kriegsrate bei Salamis die Meinung laut wurde, den Posten am Isthmus zu verlassen und weiter zurückzuweichen, erklärte er, die Athener würden, wenn das geschähe, wie sie da wären, mit Weib und Kind und Knecht auswandern und sich in Siris in Unteritalien ansiedeln (Herodot VIII 62). Eine so weitschauende

Politik wurde von Perikles fortgesetzt: er gründete in jener Gegend Thurii (443 v. Chr.), um dem athenischen Einfluß eine Stütze zu geben; und als die junge Stadt sich bald vom Bunde mit Athen losmachte, war ihm der Streitfall zwischen Korinth und Korkyra eine willkommene Handhabe, um einzugreifen und durch geleisteten Beistand einen wertvollen Bundesgenossen im Westen zu gewinnen. Von dieser Seite betrachtet, zeigt sich auch die unglückselige Unternehmung gegen Syrakus (415) in anderem Lichte, und daß sie etwas mehr ist als ein unsinniger Streich des übermütigen Alkibiades.

2. Die naive Überschätzung dessen, was der einzelne Mann vermag und vollbringt, ist ein zweiter Punkt, gegen den die Bildung des historischen Denkens wirken soll. In einer Zeit, die sich durch Fruchtbarkeit und Zuversichtlichkeit im Erlaß von Verfügungen und Gesetzen auszeichnet, und der freilich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens große organisatorische Aufgaben gestellt sind, ist es wohl nützlich daran zu erinnern, daß überall die besten Staatsordnungen die sind, die nicht gemacht sondern geworden sind, und die höchstens nachträglich das Benennungsbedürfnis der Menschen an eine bestimmte Person geknüft hat. Die Verfassungen, welche die Tradition einem Lykurg, Romulus, Servius Tullius zuschreibt, waren eben darum etwas so Vollkommenes für ihre Zeit und etwas so lange Dauerndes, weil sie nicht von der übernatürlichen Weisheit eines einzelnen ersonnen, sondern aus den natürlichen Verhältnissen und Bedürfnissen eines ganzen Volkes erwachsen waren. Daher haben denn alle Gesetzgebungen in historischer Zeit viel weniger Glänzendes geleistet als jene sagenhaften.

Wie geringen Erfolg Solon hatte mit seinem Versuch, streitende Bevölkerungsklassen mit einander auszusöhnen, wurde schon angedeutet (S. 21). Die Einrichtungen, durch welche Perikles den Bau der athenischen Demokratie vollendete, waren fast alle konsequent und gut gedacht; und doch haben sie, als der einzige Mann gestorben war, schnell zum Verderben geführt. Die Kraft klarer Einsicht und edlen Wollens und dagegen das tragische Schicksal der beiden Gracchen deutlich zu machen, in dem Sinne wie Nitzsch sie verstanden hat, ist eine der erfreulichsten Aufgaben des Geschichtsunterrichtes[34]). Dabei wird es vor allem darauf ankommen, diejenigen Anträge, in denen die wirklich reformatorischen Gedanken zum Ausdruck kamen, von den anderen zu scheiden, die nur gegeben wurden um Gunst und Einfluß bei der Menge zu gewinnen und so die Durchführung der von den wenigsten begriffenen heilsamen Pläne möglich zu machen. Bekanntlich treten auch Maßregeln der zweiten Art, zu denen

jeder der Brüder durch den Widerstand der stumpfen Welt gedrängt wurde, so stark hervor, daß über Tiberius von Cicero (Laelius 41), über Gaius von Mommsen geurteilt werden konnte, sie hätten die Absicht gehabt eine monarchische Gewalt zu gründen. Ihr Plan war das gewiß nicht; aber durch den Verlauf der Dinge wurden sie gezwungen, Mittel anzuwenden die auf ein solches Ziel hinarbeiteten. Die Verhältnisse sind eben in der Regel stärker als die Menschen.

Damit ist natürlich nicht gemeint, daß wir unsern Schülern die Freude an großen Männern verderben wollen. Im Gegenteil: je deutlicher ihnen die widerstrebenden und hemmenden Elemente werden, gegen die jede persönliche Größe ankämpfen muß, desto mehr Inhalt bekommt ihre Achtung für diese Größe selber. Perikles lernt man erst recht bewundern aus dem, was das athenische Volk ohne ihn geblieben ist; was Alexander bedeutete, lehren die Zustände die unter seinen Nachfolgern eintraten. Und nun vergleiche man damit die Situation beim Tode Cäsars. Auch da drohten dem Reiche erneutes Wirrsal und kläglicher Zerfall, wenn die Römer nicht das unglaubliche Glück gehabt hätten, daß, nachdem sie den einen der helfen konnte erschlagen hatten, ein zweiter kam, der das begonnene Werk der Neuordnung fortführte. Oktavian verstand seine Zeit und was ihr not that. Und darin beruht doch die echte Größe des Staatsmannes so gut wie des Denkers und Künstlers, daß er hervorbringt, was dem Verlangen seines Zeitalters entspricht, was aber bei der Menge nur ein halbverstandener Wunsch oder eine noch unklare Regung des Gedankens war.

3. Einige der zuletzt genannten Namen gehören zu den am heftigsten umstrittenen in der Weltgeschichte. Hat die Regierung des Perikles dem Staate mehr genützt oder mehr geschadet? Sind die Gracchen mit Recht getötet worden? War eine Wiederherstellung der Republik nach Cäsars Tode möglich? — über solche Fragen haben wir als Pförtner Primaner in der deutschen Stunde regelrechte Debatten geführt. Möge das Interesse dafür auch künftig dem Gymnasium nicht verloren gehen, um die Geister in Bewegung zu setzen. Die Art der Jugend ist es, Thaten und Menschen nach dem einfachen Unterschiede von Gut und Böse zu schätzen, und man soll ihr das nicht verargen; macht es doch die Welt, so alt sie geworden ist, im Grunde nicht anders. Nicht nur im Eifer des währenden Kampfes ist es gebräuchlich, die eigne Partei als die der Guten (ἀγαθοί, optimates), die Gegner als die Schlechten (κακοί, „Staatsfeinde") zu bezeichnen; auch die Geschichtschreibung, die über Vergangenes berichtet, kennt und liebt diesen Gegensatz. Aber da ist es nun wieder Sache des Lehrers,

dem jugendlich unerfahrenen Urteil, eben indem er es zu freimütiger Äußerung kommen läßt, in zwangloser Besprechung entgegenzuwirken, und zu zeigen, daß die Männer, die bestimmend in die Geschicke der Menschheit eingegriffen haben, weder Halbgötter noch Ungeheuer gewesen sind. Auf diese Weise müssen allerdings manche Idealgestalten — die Helden der griechischen Freiheitskriege, Demosthenes, Alexander, der jüngere Scipio — etwas von ihrem Glanze verlieren; aber dafür wird anderen, die herkömmlicher Weise schwarz gemalt werden, gerechtere Beurteilung zu Teil. Daß Sulla seine Erfolge nicht bloß dem Glück, nach dem er sich zu nennen liebte, verdankt hat, erkennt der Sekundaner, der von Sallust erfährt, wie viel Geschick und wie viel Mut der junge Offizier bei der gefährlichen Aufgabe, einen verschlagenen und verzweifelten Feind festzunehmen, bewies (Iugurtha 105—113). Und wenn er später bei Tacitus den als Kunstwerk meisterhaften Bericht über die Regierung des Tiberius liest, so bedarf es nur leise anregender Fragen des Lehrers, um ihn zu der Beobachtung zu führen, daß der bitter Gehaßte doch eine Fülle gereister Erkenntnis und gewissenhafter Fürsorge den Menschen, die er kaum anders als verachten konnte, gewidmet haben muß.

Die reichste Gelegenheit zur Übung eines prüfenden und abwägenden Urteils bietet der Mann, dessen Schätzung den allerjähesten Wechsel erlitten hat. Wenn wirklich das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus wäre den sie erweckt [35]), so müßte im geschichtlichen Unterricht von Cicero so wenig als möglich gehandelt werden. Den Respekt vor seiner politischen und männlichen Größe haben Drumann und Mommsen für immer zerstört; und die Eigenschaften, in denen er wirklich stark war, können wohl Achtung erwecken, doch keine Begeisterung. Wer aber im Studium der Geschichte vor allem Vertiefung des Verständnisses sucht und den Weg dazu seinen Schülern zeigen möchte, der wird bei keiner Periode lieber verweilen als bei der Zeit der ausgehenden Republick. Denn hier sind wir in der glücklichen Lage, auch in der Schule aus Quellen ersten Ranges, aus Urkunden, schöpfen zu können: den Reden, die Cicero bei wichtigen Anlässen gehalten hat, noch mehr den Briefen, in denen er Mächtige mit kluger Berechnung zu gewinnen sucht, den Freunden mit rückhaltlosem Vertrauen sein Herz ausschüttet. Einen Vorschmack von wissenschaftlicher Untersuchung kann man reife Schüler an keinem historischen Stoffe so wie an diesem gewinnen lassen. Wenn dabei manche Übertreibung, zu der eine negative Kritik im Anfang sich ereifert hatte, erkannt und überwunden wird, so

kann das niemand wundern; in der Hauptsache werden sich Forschung und Urteil in der Richtung weiter entwickeln, die von jenen beiden Gelehrten gewiesen ist [36]). Man hat neuerdings wieder warnen wollen: eine Geschichtsbetrachtung im Sinne von Mommsen und Drumann gehöre nicht in die Schule; denn „Einführung in die Schwächen der Menschheit und Herabsetzung der großen Alten in den Augen der Jugend" könne nicht als das „Ziel des altklassischen Unterrichtes" gelten [37]). „Herabsetzen", verkleinern sollen wir gewiß nicht; aber ebenso wenig vergrößern und verschönern. In bezug auf Cicero hat Carl Bardt das Richtige getroffen in der kurzen Charakteristik, die dem Kommentar zu seiner Auswahl von Briefen vorangeschickt ist. Besonders aber möchte ich mir das Motto aus Spinoza aneignen, das er über diesen Abschnitt gesetzt hat: neque lugere neque ridere neque detestari, sed intellegere. Man soll Menschen und menschliche Thaten „weder betrauern noch verlachen noch verwünschen, sondern verstehen". Neque adorare könnte hinzugefügt werden: „und nicht vergöttern".

4. Daß überhaupt so verschiedene Urteile über eine und dieselbe Person möglich sind, daß wir von dem, was im Grunde die Menschen gemeint und gewollt haben, so wenig Sicheres wissen, ist ein Vorwurf, der gerade gegen die alte Geschichte gern erhoben wird. Was Themistokles bei seinem Verkehr mit dem Großkönig eigentlich im Sinne gehabt hat, ob Cäsar an der catilinarischen Verschwörung beteiligt war, ob er wirklich daran gedacht hat sich zum „König" zu machen: diese und viele ähnliche Zweifel sind immer noch ungelöst und werden es wohl bleiben. Aus Shakespeare kennt jeder den Cäsar-Mörder Marcus Brutus als Typus eines Idealisten, der zu Grunde ging, weil er seiner Natur untreu wurde und sich verleiten ließ ein würdiges Ziel auf unwürdigem Wege erreichen zu wollen; so etwa hatte Plutarch ihn geschildert: und nun zeigt Ciceros Briefwechsel, daß er thatsächlich ein Mensch von höchst materieller Gesinnung war, herrschsüchtig und habsüchtig und völlig skrupellos in der Wahl seiner Mittel [38]). Was soll man da noch glauben? Ist es nicht ganz natürlich, wenn man sich von einer Wissenschaft abwendet, die nichts Gewisses zu bieten vermag, und deren Inhalt, so wie er in den üblichen Schulbüchern dargestellt wird, nicht mehr und nicht weniger ist als eine fable convenue?

In Wahrheit liegt in diesem offenkundig zweifelhaften Charakter der alten Geschichte, gerade für die Erziehung zu historischem Denken, ein Hauptmoment ihres Wertes. Denn zweifelhaft in ihrem innersten Wesen ist die neuere und neueste Geschiche auch; man merkt es nur nicht so leicht, wegen der viel größeren

Fülle thatsächlicher Angaben. Das Maß und die Art der Verantwortung Friedrichs des Großen für die Eröffnung des dritten schlesischen Krieges ist, trotz aller Briefe und Dokumente, Gegenstand einer ganz ähnlichen Streitfrage, wie der Anteil den Perikles an dem Ausbruch des Konfliktes im J. 431 hatte. Und was uns noch näher liegt — die scharfsinnigen und eindringenden Erörterungen, zu denen Fürst Bismarcks Memoiren in der kurzen Zeit schon Anlaß gegeben haben, zeigen am besten, daß durch den Reichtum und die Vorzüglichkeit des Quellen-Materials die Probleme wahrlich nicht vermindert werden. Verständige Männer wissen, daß man das eigentlich Lebendige in der Geschichte, die bewegenden Gedanken und Entschlüsse, nie mit voller Sicherheit erkennen, nicht wie ein naturwissenschaftliches Präparat auf den Tisch legen kann; die Jugend soll solche Bescheidenheit erst lernen. An Personen und Ereignissen, die uns unmittelbar interessieren, darf der Nachweis nicht geführt werden; denn der Lehrer würde dabei Anschauungen berühren und wohl manchmal angreifen müssen, die dem Knaben vom Elternhause her vertraut und vielleicht wie pflichtmäßige gegeben sind. Das Gebiet, auf dem historische Kritik unschädlich und doch wirksam geübt werden kann, ist die alte Geschichte.

Halbheit und Ganzheit.

Alles hier Vorgetragene soll nur als Probe gelten; nicht nur im einzelnen verträgt es überall die weitere Ausführung, sondern auch ganze Kapitel — z. B. über die Grundlagen der exakten Wissenschaften im Altertum — könnten hinzukommen. Was gemeint ist, wird auch so deutlich geworden sein: daß die Beschäftigung mit Römern und Griechen, eben indem sie gründlich einzudringen sucht, den Sinn für die Wirklichkeit unseres eigenen Lebens nicht erstickt, sondern erweckt und steigert.

Unter mancherlei Einwendungen, die nicht ausbleiben werden, ist eine schon jetzt mit Sicherheit vorauszusehen: eine solche Gründlichkeit im Studium der Alten, wie sie hier vorausgesetzt werde, sei auf der Schule nicht möglich; den geistigen Gewinn, den ich geschildert hätte, könne nur der aus den alten Sprachen ziehen, der wirklich mit ihnen vertraut sei; und dazu brächten es die heutigen Gymnasiasten ja gar nicht. Ich wolle doch nicht behaupten, daß sie genug lernten, um in Rom und Hellas so eigentlich heimisch zu werden und mit ihren Gedanken in der antiken Welt zu leben?

Der Einwand ist nicht unberechtigt. Schon durch den Lehrplan von 1882 war das Maß dessen, was im lateinischen und griechischen Unterricht erreicht werden konnte, stark herabgedrückt worden; vollends seit 1892 ist die Zahl der Lehrstunden wie der Umfang, bis zu dem die Schüler mit häuslichen Arbeiten in Anspruch genommen werden sollen, so eingeschränkt, daß ein rechtschaffener Erfolg kaum noch erreicht werden kann. Kleine Schulen in ländlicher Abgeschiedenheit, mit ungewöhnlichen Lehrkräften ausgestattet, mögen Ausnahmen bilden. Für die Mehrzahl der Fälle gilt, was schon oft ausgesprochen worden ist[39]): daß die immer noch merkbare Mühe, welche die alten Sprachen im Laufe einer langen Schulzeit erfordern, aufgewendet und leider oft erzwungen wird, ohne daß davon ein tiefgehender und bildender Einfluß auf den Geist zurückbleibt. Und das wäre doch erst, was man einen „Erfolg" nennen könnte. Aber auch wer anspruchslos genug wäre, sich mit dem rein äußerlichen Ergebnis, daß die Klassenziele erreicht und Berechtigungen erworben werden, zu begnügen, hätte keinen Grund sich der auferlegten Beschränkung zu freuen. Lateinische Aufsätze machen zu lassen hat man uns ja verboten; aber nun bleiben Tacitus und Horaz, was sie sind, und bereiten naturgemäß die größeren Schwierigkeiten des Mitgehens einem Leser, der nicht gelernt und nicht einmal versucht hat selber lateinisch zu denken. Daß der Unterricht in griechischer Syntax nicht über das „Regelmäßige" hinausgehe, läßt sich durchsetzen, und ist durchgesetzt worden; aber Thukydides und Sophokles haben darauf keine Rücksicht genommen: wer sie verstehen soll und dazu die Kenntnis auch manches Unregelmäßigen in der griechischen Sprache nicht mitbringt, muß es sich beim Lesen, von Fall zu Fall, von Zeile zu Zeile, erst erklären lassen. So wird die Lektüre schleppend und freudlos; und all der grammatische Ballast, den man vertreiben wollte, dringt wieder herein, nur gerade an der Stelle wo er am wenigsten hingehört[40]).

Wie ist unser höheres Schulwesen auf diese schlimme Bahn gekommen? Dazu haben zwei Ursachen zusammengewirkt. Auf der einen Seite verlangte das große Publikum laut nach einem Unterrichtsinhalt, der unmittelbar Nutzen brächte, also nach modernen

und realistischen Lehrstoffen. Dieses Verlangen war wohlbegründet. Denn der Bildungsgang durch das klassische Altertum bedeutet in der That, nur von außen angesehen, einen Umweg und erfordert einen Aufwand an Kraft und Zeit, den unter der Menge derer, die gebildet werden wollen, mancher scheuen muß. Das wollten auf der anderen Seite die leitenden Staatsmänner, von Wilhelm von Humboldt[41]) bis zu Herrn von Goßler, nicht anerkennen. Überzeugt von dem Werte einer sogenannten klassischen Bildung, hielten sie es für nötig, allen, die zu einer irgendwie höheren Stellung im Staate gelangen wollten, einen Anteil daran zu sichern, und entschlossen sich lieber, den öffentlich erhobenen Klagen und den Ansprüchen des praktischen Lebens dadurch Rechnung zu tragen, daß sie den Betrieb der alten Sprachen mehr und mehr einschränkten und in zunehmendem Umfang Unterricht in realistischen Fächern in denselben Lehrplan mit aufnahmen. In dieser vermittelnden Politik, als deren schultechnische Vertreter während dreier Generationen Johannes Schulze, Wiese, Bonitz, Stauder, Schrader zu nennen sind, liegt der zweite Grund des Verfalles in den wir geraten sind.

Was soll nun geschehen? Die allgemeine Unzufriedenheit ist, seit 1892 nicht langsamer als nach 1882, wieder so weit angewachsen, daß ein helfender Eingriff geboten erscheinen kann und offiziös angekündigt worden ist. Wird diesmal der richtige Entschluß gefunden werden? Darüber jedenfalls ist kein Zweifel, daß nur die Staatsregierung Abhülfe bringen kann, nicht dadurch daß sie eine neue Organisation schafft, sondern daß sie alte Fesseln beseitigt. Die völlige Gleichstellung aller drei höheren Schulen — Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule — in allen äußeren Rechten ist das einzige Mittel, um den Zank der Parteien in friedlichen Wettkampf zu verwandeln. Nur so kann für die, denen das Studium des klassischen Altertums als ein unzeitgemäßer Luxus erscheint, die Freiheit gewonnen werden, ihre Söhne auf kürzeren, stracks zum Ziele führenden Wegen zu tüchtigen Männern zu erziehen; nur so kann zugleich den aufrichtigen Freunden des Gymnasiums die Möglichkeit wieder gegeben werden, die ihrigen durch eine weit ausholende historische Bildung auf das Verständnis der Welt und der Gegenwart vorzubereiten. Als vor elf Jahren zum ersten Male von altphilologischer Seite — von dem Verfasser dieses Programmes — der Gedanke ausgesprochen wurde[42]), daß ein vollständiger Verzicht auf alle äußeren Vorrechte im eigensten Interesse des Gymnasiums liege, erregte das im Kreise der eigentlichen Fachgenossen nur befremdetes Kopfschütteln; seitdem ist die Stimmung doch anders ge-

worden. Zwar giebt es noch immer namhafte Vertreter der Meinung, daß wir ohne den staatlichen Zwang, der uns die Schüler zuführe, nicht bestehen könnten; aber es fehlt doch auch nicht an angesehenen Schulmännern, die für die entgegengesetzte Ansicht offen eintreten[43]). Und was die Hauptsache ist: in den praktisch beteiligten Kreisen, der Juristen und Ärzte, schwindet mehr und mehr das Vorurteil, durch das bisher der Regierung ein entschlossenes Vorgehen erschwert wurde, das Gymnasium sei die gesellschaftlich vornehmere Schule. Ein erfreuliches Zeichen hierfür war kürzlich die Frankfurter Petition, die auch in unserer Provinz vielfache Zustimmung gefunden hat, daß die Abiturienten der Realgymnasien zum juristischen Studium zugelassen werden möchten. Nach dem allen darf man vielleicht hoffen, daß es endlich zur Aufhebung der alten Sonderrechte kommen werde.

Aber ganz und rückhaltlos müssen sie aufgegeben werden; nicht so, daß die eine Hand wiederherstellt, was die andere glücklich beseitigt hätte. Das würde geschehen, wenn der Plan, der neuerdings ernsthaft erwogen wird, zur Ausführung käme, die Realgymnasiasten dadurch für Universitätstudien tüchtiger zu machen, daß man sie wieder mehr Latein lernen ließe. Darunter würde am sichtbarsten die Oberrealschule leiden, die dann erst recht neben den beiden bevorzugten Schwestern auf eine niedere Stufe herabgedrückt wäre. Aber auch das Realgymnasium selbst würde übel beraten sein. Für einen so starken Betrieb des Lateinischen, als nötig wäre um eine vertiefte geistige Bildung zu geben, ist bei ihm doch kein Platz; dazu reicht ja auch der Spielraum, den diese Sprache jetzt am Gymnasium hat, nicht mehr aus. So würde weiter nichts herauskommen, als daß den wirklichen Hauptfächern einer realistischen Anstalt — neuere Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaft — ein Stück wertvoller Arbeitskraft entzogen und für ein bloß eingebildetes Gut geopfert würde.

Während die eine Schule auf der Hut sein muß ihren eigentümlichen Charakter nicht zu verlieren, handelt es sich für die andere darum, den ihrigen erst wieder zu gewinnen. Das einzige Mittel hierzu ist die Freigabe der Berechtigungen. Jetzt sind auf den Gymnasien viele, denen zu Hause offen gesagt wird, was sie in der Schule treiben, Latein und Griechisch, sei im Grunde recht überflüssig; nur um das Reifezeugnis zu erlangen, müßten sie etwas dafür thun. Kann man sich da wundern, wenn die Jungen mit Verdruß an ihre Arbeit gehen? wenn mancher, die Uhr in der Hand, peinlich nachrechnet, wie viel Zeit für die Erfüllung der auferlegten Pflichten zu fordern der Lehrer berechtigt sei? wenn selbst die

Gewissenhaften jeden Tag und jede Woche verlangend harren, bis sie wieder einmal ihre „Schuldigkeit“ gethan haben und nun zu dem zurückkehren können, was sie eigentlich interessiert? Dies Eigentliche müßte eben das sein, was im Unterrichte geboten wird, wenn doch der Unterricht innerlich fassen und von da aus veredelnd wirken soll. Das würde er können, wenn nur solche Eltern ihre Söhne in das Gymnasium zu schicken brauchten, die imstande sind ihnen das sichere Vertrauen, daß sie dort ihr Bestes finden werden, mit auf den Weg zu geben. Mit Schülern dieser Art wird sich ein veränderter Lehrplan, in dem wieder alte Sprachen und alte Geschichte die wirksame Grundlage bilden, von selbst ergeben. Die das nicht wollen, mögen fortbleiben und andere Schulen aufsuchen: das ist ohne Unfreundlichkeit gesagt. Wir Lehrer wären ja schlechte Freunde der Jugend, wenn wir es mit ihr nicht ebenso gut meinten, wie die arme Frau, der einst Salomo zum Rechte verhalf, mit ihrem Kinde. Wer uns nicht ganz angehören kann, der soll wenigstens ganz der Pflege eines anderen übergeben werden; besser als daß jeder ein Stück bekommt, und der Unglückliche um den sie streiten zerrissen wird.

Aber freilich, einen so erwünschten Zustand herbeizuführen liegt nicht in der Macht des einzelnen, auch nicht der Stadt, der Provinz. Von der Stelle aus, wo das Unterrichtswesen des ganzen Staates überblickt und verwaltet wird, muß die Befreiung kommen. Bis dahin bleibt die drängende Sorge: was können wir thun?

Zunächst ist zu wünschen und zu raten, daß Eltern, wo es nur irgend angeht, nicht nach äußeren Rücksichten sondern nach der individuellen Begabung ihrer Kinder die Wahl der Schule treffen, also einen Knaben, der entschieden auf's Praktische angelegt ist, nicht deshalb in das Gymnasium schicken möchten, weil er von da aus „alles werden kann“. Aber die Vorfrage ist nicht immer leicht zu entscheiden; und wo sie es wäre, da giebt es in heutigen verwickelten Lebensverhältnissen mancherlei Gründe, die es schwer machen einfach danach zu handeln. Deshalb werden wir einstweilen, so lange das Gymnasium noch äußere Vorzüge hat, immer mit der Thatsache zu rechnen haben, daß ein Teil unsrer Schüler ohne innere Überzeugung, ohne wahres Vertrauen uns anvertraut worden ist. Das ist schlimm. Aber es entbindet uns Lehrer nicht von der Pflicht, selber nun keinen Unterschied zu machen sondern für alle mit gleicher Treue zu arbeiten, und zu sorgen, daß auch die, denen ein anderer Unterricht angemessener sein würde, doch von dem Aufenthalt bei uns den möglichst großen

Nutzen haben, daß auch an ihnen die Schule, so gut sie kann, ihre Aufgabe erfülle.

Welches ist diese Aufgabe? Gelegentlich trifft man auf Äußerungen, die so klingen, als sei die Schule dazu bestimmt Berechtigungen zu verschaffen — zum einjährigen Dienst, zur militärischen Laufbahn, zum Universitätstudium —, und als sei diejenige Anstalt „die beste“, die am schnellsten und bequemsten zu dem gewünschten Ziele bringt. Mit einer solchen, kindlich geschäftsmäßigen Denkweise giebt es für uns allerdings keine Verständigung. Eine öffentliche höhere Schule ist keine Presse. Aber ich sollte doch meinen, es müßte möglich sein, zumal wenn hier Eltern und Lehrer in gleichem Sinne wirken, reifere Schüler zu einer richtigeren Würdigung der Verhältnisse zu führen. Ein Primaner, der schon die Zeitung liest, der manches ernste Gespräch verständiger Männer mit anhört, muß, zumal in unserer politisch bewegten Zeit, begreifen können, daß jedes vom Staate geleitete Institut zunächst Pflichten gegen die Gesamtheit hat. Er kann und er soll einsehen, wie die Einrichtungen unseres höheren Schulwesens darauf berechnet sind, zu verhüten, daß unfähige oder unzureichend vorbereitete junge Männer in eine Laufbahn eintreten, die zu wichtigen und verantwortungsvollen Stellungen führt[44]); dieser allgemeine Zweck kann natürlich nicht erreicht werden, ohne daß persönlich mancher unangenehm betroffen wird und Enttäuschungen erfährt. Aber auch für den, dem es auf der Schule gelingt, ist doch das amtliche Blatt Papier, mit dem er sie verlassen wird, hoffentlich nicht das höchste Ziel seines Strebens. Worauf es ankommt, ist das, was auf diesem Blatte bezeugt werden soll: die geistige und sittliche Reife zum Hinaustritt ins Leben, vor allem zu dem Übergang in eine freiere Form des Unterrichtes, die dem einzelnen zumutet, daß er selber die Beschäftigung, die Aufgaben sich wähle. Zu dieser Reife, nicht bloß aktenmäßig sondern in That und Wahrheit, seine Zöglinge hinzuführen ist für das Gymnasium durch seine gegenwärtige äußere wie innere Verfassung schwerer gemacht als jemals früher; und wer weiß, ob nicht die neue „Reform“, die jetzt sich vorzubereiten scheint, auf der abschüssigen Bahn von 1882 und 92 noch wieder ein Stück tiefer gleitet? Wir müssen es abwarten. Hier jedenfalls handelt es sich nur um die Frage: was kann inmitten aller Hindernisse geschehen, damit unsere Jugend doch noch an geistiger Frucht etwas Brauchbares davontrage?

In erster Linie ist von uns Lehrern die Einsicht zu fordern, daß in der Schule jede Wissenschaft nicht durch sich selber wichtig ist, sondern durch den fördernden Einfluß den sie auf die Entwickelung des jugendlichen

Geistes ausübt; alles, was gelehrt wird, muß darauf angesehen werden, in wie fern es geeignet sei deutsche Knaben und Jünglinge zu denkender Mitarbeit an den Aufgaben der Gegenwart geschickter zu machen. Hierüber nachzudenken ist gerade der philologische Teil der Lehrerschaft künstlich entwöhnt worden, indem die Unentbehrlichkeit der von ihm vertretenen Kenntnisse fast ein Jahrhundert hindurch vom Staate selber durch Zwangsbestimmungen äußerlich aufrecht erhalten wurde. Die Erschütterung dieses Verhältnisses während der letzten Jahrzehnte hat ohne Zweifel das Gute gebracht, daß sie zu erneuter und vertiefter Besinnung auf den wirklichen Wert der Gymnasialbildung anregte und den Wunsch hervorrief, ihren Anspruch auf einen Platz in dem Erziehungswesen auch der kommenden Zeit mit inneren Gründen zu rechtfertigen. Ein Versuch in dieser Richtung ist auch die vorliegende Abhandlung.

Aber alle Kunst und alle Mühe der Lehrenden helfen wenig, wo nicht Empfänglichkeit und selbstthätiger Eifer der Lernenden entgegenkommt. Gerade jetzt, wo man das Maß von Bekanntschaft mit Römern und Griechen, das die Schule durch Unterricht und häusliches Arbeiten erzwingen kann, so stark vermindert hat, ist es für einen ins Innere dringenden Erfolg unerläßlich, daß die Schüler, zumal der oberen Klassen, auch über dieses Maß hinaus mit ihren Gedanken und ihrem Interesse bei denselben Gegenständen verweilen. Nur wer eine Zeit lang so recht eigentlich im Altertum gelebt hat, nimmt einen bleibenden Gewinn mit hinaus in sein eigenes Leben. Nun kann sich allerdings zu Lust und Liebe, die er nicht empfindet, niemand zwingen; und erkünstelte Äußerung einer Gesinnung, die nicht vorhanden ist, wäre das Schlimmste, wozu ein unglücklicher Muß-Gymnasiast sich verleiten lassen könnte. Aber eine Beschäftigung, die bei anderen aus freiem Triebe hervorgeht, statt dessen auf Grund vernünftiger Überlegung vornehmen, ist doch keine Heuchelei. Auf der Schule, die mich zur Universität entlassen hat, gehörte es zum guten Ton, daß ein abgehender Primaner die sieben Stücke des Sophokles griechisch gelesen hatte; noch jetzt giebt es draußen, in der Schweiz z. B., Gymnasien, die mit der größeren Hälfte fertig werden, ohne darum den Homer zu vernachlässigen: wir bewältigen mühsam zwei Tragödien. Sollte es wirklich undenkbar sein, daß auch bei uns

junge Leute sich fänden, die auf eigne Hand den engen Kreis der Schullektüre erweitern? Immer wieder begegnen mir Primaner, die noch nie ein größeres deutsches Werk über griechische und römische Geschichte gelesen haben; sie dürfen sich nicht wundern, wenn ihnen das Verständnis der alten Schriftsteller nur Mühe und keine Freude macht. Denn wo soll ein Gefühl des Genießens herkommen, wenn für jede geschichtliche oder zeitgenössische Anspielung erst im gegebenen Fall die erklärenden Thatsachen herbeigeschafft werden müssen? Bücher, die in reicherer Fülle damit bekannt machen — von Roth oder Jäger, manche Bändchen der Gütersloher Gymnasial-Bibliothek, Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums, Peter's Zeittafeln zur alten Geschichte — sollte jeder, der es ermöglichen kann, selbst besitzen. Daß man einigermaßen beträchtliche Stücke griechischer und römischer Poesie fest im Gedächtnis behalte, müßte nicht als unbequeme Forderung der Schule empfunden werden, vielmehr als eigner Wunsch; es giebt ja kein besseres Mittel, um eine gewisse behagliche Vertrautheit nicht nur mit metrischen Formen und sprachlichen Wendungen, sondern auch mit der Denkweise der Dichter und ihrer Nationen zu gewinnen. Wenn es doch einmal unvermeidlich ist, daß ein paar schöne Jugendjahre hindurch eine ansehnliche Menge Zeit und Kraft den Alten gewidmet werden muß, so ist es wohl kein schlechter Plan, freiwillig soviel dazu zu thun, daß man in lebendigen Verkehr mit ihnen kommt und so erst etwas Rechtes davon hat. Ich bin überzeugt, daß manchem, der mit dieser nüchternen Erwägung anfinge, bei der Arbeit selber Lust und Verlangen wachsen würde. —

Mannigfaltig sind die Mächte, die in das Leben eines Menschen so eingreifen können, daß sie ihn emporheben und, was in ihm steckt, zu höchster Entwickelung bringen: Religion, Freundschaft, Liebe, die Verehrung für einen großen Mann, der Kampf für eine heilige Sache. Eins ist allen gemeinsam: sie versagen dem ihre Gunst, der ihnen mit Vorbehalt entgegentritt und vorsichtig abmessen möchte, wie viel von seinem Thun und Denken ihnen gehören soll; nur wer sich völlig ergiebt, gewinnt ihren Segen. Zu diesen gabenreichen und anspruchsvollen Mächten gehört auch die Gedankenwelt des klassischen Altertums.

Anmerkungen.

1. (S. 3.) Noch heute bekenne ich mich zu dem, was ich vor zehn Jahren über „Unsere Erziehung durch Griechen und Römer" gesagt habe, und würde mich freuen, wenn das kleine Buch (Berlin 1890) als eine auch an die Eltern hiesiger Schüler gerichtete Denkschrift gelten könnte. Auf Grund der darin vertretenen Ansichten wurden dann die beiden Hauptseiten des sprachlichen Unterrichtes, Wortschatz und Satzbau, ausführlicher und gesondert behandelt. Beide Stücke (Die Kunst des Übersetzens, 2. Aufl. 1896. — Grammatica militans, 1898.) haben bei den Berufsgenossen freundliche Aufnahme gefunden, sind auch von reiferen Schülern, denen man sie mitteilte, gern benutzt worden. In allen drei Schriften sind verwandte Arbeiten anderer vielfach verwertet und im einzelnen verzeichnet.

2. (S. 3.) An Arbeiten in dieser Richtung ist kein Überfluß. Eine anregende Durchführung eigener Gedanken findet man in der Schrift von Gustav Friedrich: Die höheren Schulen und die Gegenwart (Leipzig 1896). Nützliches Material für die Verbindung des philologischen Unterrichtes mit dem in Realien bieten einige Abschnitte in zwei sonst nicht eben empfehlenswerten Schriften: Alex. Wernicke, Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus (Berlin 1898); und Max C. P. Schmidt, Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien (Leipzig 1899). — Inzwischen wächst in den beteiligten Kreisen jedenfalls das Verständnis für die Aufgabe, um die es sich handelt. Eben jetzt ist sie treffend bezeichnet worden von Felix Bölte in seinem Vortrag über „Das klassische Altertum und die höhere Schule", im „Humanistischen Gymnasium" X (1899), besonders S. 166.

3. (S. 7.) Ein Zeichen der herrschenden Gleichgültigkeit ist es, wenn selbst bessere Kalender sich begnügen ungefähr anzugeben, wann die einzelnen Planeten sichtbar sind, ohne das Sternbild zu bezeichnen in dem sie stehen. Dagegen haben manche Zeitungen die rühmenswerte Einrichtung, Monat für Monat die Stellung des Himmels genauer zu beschreiben.

4. (S. 9.) Diese Angabe gründet sich auf den sorgfältigen Exkurs zu Sophokles Oed. Tyr. 1137 in der Ausgabe von Jebb (Cambridge 1893).

5. (S. 10.) Hierfür bietet nützliches Material in sachgemäßer Bearbeitung Franz Harder, Astrognostische Bemerkungen zu den römischen Dichtern, Berlin (Progr. Luisenst.-Gymn.) 1893. Stoffreich und anregend, obwohl nicht unbedingt zuverlässig, ist die Abhandlung von Otto Willmann: Sternkundliches bei der Autorenlektüre (Lehrpr. u. Lehrg. VIII [1886] S. 21—32). Sicherste Auskunft über die astronomischen Grundverhältnisse, auch über die Bedeutung der angewandten Termini giebt das ältere Programm von Hartwig: Über die Berechnung der Auf- und Untergänge der Sterne, Schwerin 1861.

6. (S. 10.) Ein vortreffliches Hilfsmittel, um die wechselnden Stellungen der Sterne sowie die Zeiten ihres Auf- und Untergehens zu finden, ist die drehbare Karte des Sternenhimmels von A. Klippel, die im Verlage der Deutschen Lehrmittel-Anstalt (Franz Heinr. Klodt) in Frankfurt a. M. erschienen ist und Mk. 1,20 kostet. Bei der Benutzung muß man daran denken, daß Griechen und Römer südlicher wohnten als wir, also weniger Circumpolarsterne, mehr Sterne des südlichen Himmels sahen.

7. (S. 11.) Die nötigen Angaben findet man u. a. in meinen „Anmerkungen zur Odyssee". Sie sind entnommen der ausgezeichneten Arbeit von Josef Partsch, Kephallenia und Ithaka, im 98. Ergänzungshefte von Petermanns Mitteilungen, 1890. Die von Partsch entworfene Karte ist auch beigefügt der ansprechenden Schilderung von Rudolf Menge, „Ithaka, nach eigener Anschauung", Gütersloh 1891 (Heft 11 der Gymnasial-Bibliothek).

8. (S. 13.) Karl Neumann, Physikalische Geographie von Griechenland, mit besonderer Rücksicht auf das Altertum; nach des Verf. Tode bearbeitet und herausgegeben von Jos. Partsch, Breslau 1885.

9. (S. 13.) Dieser Gedanke ist ausgesprochen von Heinr. Nissen, Italische Landeskunde, I (1883) S. 103. Dieses Buch bietet für Italien ähnlich reiche Belehrung wie Neumann-Partsch für Griechenland. — Das ganze Gebiet der alten Welt umfaßt Heinrich Kiepert in seinem „Lehrbuch der alten Geographie" (Berlin 1878), dem ich ebenfalls vielfache Anregung verdanke.

10. (S. 13.) Was Herodot VIII 129 von Ebbe und Flut bei Potidäa erzählt, scheint doch andrer Art zu sein.

11. (S. 16.) Die Mareotischen Reben nennt Vergil Georg. II 92 pinguibus terris habiles. Eine Übersicht erst der Rebensorten, dann der wichtigsten Pflanzstätten des Weines giebt Plinius Nat. hist. XIV 4. 8 f., der dabei bemerkt: manifestum est patriam terramque referre, non uvam.

12. (S. 16.) Das Genauere bei Mommsen, Röm. Geschichte Bd. V, in dem Kapitel über die gallischen Provinzen.

13. (S. 17.) Auf welchem Umwege es dahin gekommen ist, daß engl. dry, und nachgemacht im Deutschen „trocken", gerade den herben Geschmack des Weines bezeichnet, habe ich nicht ermitteln können.

14. (S. 17.) Darauf weist Alfred Philippson in seiner inhaltreichen Schrift „Griechenland und seine Stellung im Orient" (1897) hin, S. 12.

15. (S. 18.) Stellen, an denen man den Primaner selbst hierüber etwas finden lassen kann, sind: Cornel Att. 13,3 (plurimi librarii); Cicero ad Att. IV 4b (velim mihi mittas de tuis librariolis duos aliquos, quibus Tyrannio utatur glutinatoribus); XIII 12,2 (Ligarianam praeclare vendidisti; posthac, quicquid scripsero, tibi praeconium deferam).

16. (S. 18.) Die Parallele ist glänzend durchgeführt in einem Vortrage von Eduard Meyer: „Die Sklaverei im Altertum" (Dresden 1898); doch ist die Anlage der Gedankenentwickelung darin (s. besonders S. 24) etwas zu deduktiv, um völlig überzeugen zu können. Bestimmte Einwände — die in der vorn gegebenen Darstellung benutzt sind — hat u. a. mein Bruder Friedrich erhoben in einer Anzeige in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft XXII (1898) S. 349 ff.

17. (S. 18.) Auch diese Anschauungen verdanke ich einer Studie meines Bruders, über „Die Stellung der arbeitenden Klassen in Hellas und Rom“, in Ilbergs und Richters „Neuen Jahrbüchern“ II (1899) S. 686—702.

18. (S. 19.) Daß ich in diesem Abschnitte der zuverlässigen Darstellung von Hultsch (Griechische und römische Metrologie, 2. Aufl. 1882) folge, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

19. (S. 20.) Diese Wirkungen sind klar skizziert in Eduard Meyer's Geschichte des Altertums II (1893) § 348 und (für Athen) § 401.

20. (S. 21.) In diesem Zusammenhange Solons Münzreform zu besprechen kann man garnicht vermeiden; und dadurch bietet sich gute Gelegenheit, verwandte Maßregeln oder Vorschläge aus neuerer Zeit zu beleuchten. Dies geschieht mit Sachkenntnis und Freimut in dem Buche von K(arl?) Schenk: „Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage. Für die Hand des Lehrers sowie zum Selbstunterricht“ (Leipzig 1896), S. 26 ff. Überhaupt ein treffliches Buch, trotz der etwas ungenießbaren Form, die der Verfasser gewählt hat; er spricht seitenlang im Stile der „Lehrproben“. Die ersten Abschnitte (bis S. 120) behandeln das Altertum und enthalten in sicherer Beurteilung reiches Material, um den Unterricht in der griechischen und römischen Geschichte zu beleben und durch Vergleichung antiker und moderner Verhältnisse die wirtschaftlichen Grundbegriffe klar zu machen.

21. (S. 21.) Der Satz ist entlehnt aus der Schrift von Friedrich Cauer: „Parteien und Politiker in Megara und Athen“ (Stuttgart 1890), in der für beide Städte die Folgen der Verbreitung des Geldes und die politische Entwickelung, die dadurch bedingt war, in eingehender Untersuchung dargelegt werden.

22. (S. 23.) Goethe's Sprüche in Prosa (Berlin, Gustav Hempel, 1870) 134: „So eigensinnig widersprechend ist der Mensch: zu seinem Vorteil will er keine Nötigung, zu seinem Schaden leidet er jeden Zwang.“

23. (S. 24.) Im Antimacchiavel, den Friedrich noch als Kronprinz in Rheinsberg verfaßte, heißt es (Oeuvres VIII p. 225): Un prince ne remplit que la moitié de sa vocation, s'il ne s'applique qu'au métier de la guerre; il est évidemment faux qu'il ne doit être que soldat, et l'on peut se souvenir de ce que j'ai dit sur l'origine des princes. Ils sont juges d'institution; et s'ils sont généraux, ce n'en est qu'un accessoire. Und gegen Ende seines thatenreichen Lebens, in einem Aufsatz aus dem Jahre 1777, schreibt er (Oeuvres IX p. 196): Qu'on s'imprime bien, que la conservation des lois fut l'unique raison, qui engagea les hommes à se donner des supérieurs, puisque c'est la vraie origine de la souveraineté.

24. (S. 26.) Zu dem Vergleich zwischen Irländern und Messeniern regt Schenk an in dem vorher (Anm. 20) citierten Buche, S. 9 f. Er fragt zum Schluß: „Wird den Iren einmal ein Epaminondas erstehen?“

25. (S. 26.) Dies erfahren wir unmittelbar aus den Briefen, die Cicero als Statthalter von Cilicien geschrieben hat. Vgl. auch unten Anm. 38.

26. (S. 26.) Dieses Verhältnis hat mit einer Fülle von Wissen und von politischer Einsicht Karl Wilhelm Nitzsch dargelegt in seiner „Geschichte der römischen Republik, nach hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Thouret“ (Leipzig 1884/85.) Vgl. besonders Bd. II S. 24 f. 43 ff. 61.

27. (S. 27.) Stellen wie Xenophon Memorab. I 2, 9 und III 9, 10 sind auch den Schülern leicht zugänglich.

28. (S. 27.) Dies ist ausgesprochen in dem früher (Anm. 8) angeführten Buche von Neumann und Partsch, S. 202.

29. (S. 29.) In seiner Instruktion für das General-Direktorium vom Jahre 1748.

30. (S. 30.) Hoffmann und Groth: „Deutsche Bürgerkunde. Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann“ (Leipzig 1894). — Giese: „Deutsche Bürgerkunde. Einführung in die allgemeine Lehre vom Staate, in die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates und in die Elemente der Volkswirtschaftslehre“ (Leipzig 1894). — Die erste Schrift ist ausführlicher und mehr Lesebuch, die zweite mehr für schulmäßige Behandlung eingerichtet.

31. (S. 31.) Den Sinn der Horazischen Ode III 3 hat zuerst Mommsen erkannt (Sitzungsber. d. Akademie d. Wissensch. zu Berlin 1889 S. 27), der meinte, die Verlegung der Hauptstadt, von der Horaz abrate, habe man von Antonius befürchtet. Im Anschluß daran habe ich vermutet und zu begründen gesucht, daß vielmehr Augustus selber es war, dem man einen solchen Plan zutraute, und dem der Dichter den Dienst erwies dagegen zu protestieren (Wort- u. Gedankenspiele in den Oden d. Horaz [1892] S. 53 f.)

32. (S. 31.) „Unbefangenheit im Abwägen historischer Personen und Thatsachen muß an fremder Geschichte geübt sein, um sich in der eigenen zu erproben“, so sagt Joseph Weisweiler in einer lesenswerten kleinen Schrift: „Die Litteratur und Geschichte des klassischen Altertums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugenderziehung“ (Paderborn 1891), S. 13. Besonders treffend darin ist auch die Beobachtung (S. 7), daß man neuerdings geneigt sei, in Erziehungsfragen die Begriffe „national“ und „modern“ gleichzusetzen.

33. (S. 32.) Heinrich Nissen, Der Ausbruch des peloponnesischen Krieges. Histor. Zeitschrift 63 (1889) S. 385 ff.

34. (S. 33.) Nitzsch in dem oben Anm. 26 citierten Werke II S. 84 ff., und schon früher (1847) in der Schrift „Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger“.

35. (S. 35.) Daß Goethe mit diesem Ausspruch den Wert der Geschichte nicht hervorheben sondern herabdrücken wollte, ist von mir in anderm Zusammenhange gezeigt worden, in einem Aufsatz über „Die Methode des Zirkelschlusses“, Preuß. Jahrb. 92 (1898) S. 49.

36. (S. 36.) Durch diese Überzeugung braucht man sich die Freude an dem schönen Buche von Zielinski „Cicero im Wandel der Jahrhunderte“ (Leipzig 1897) nicht stören zu lassen. Der Verfasser verfolgt den Einfluß, den Cicero mit seinem Namen und seinen Werken in der geistigen Geschichte der Menschheit gehabt hat; auf die letzte Stufe dieser Entwickelung, die dem neunzehnten Jahrhundert angehört, geht er nicht ein, zeigt nur kurz, daß er sie nicht billigt.

37. (S. 36.) Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Der diesen Vorwurf gegen mich erhebt, ist Otto Eduard Schmidt in einer Anmerkung zu seiner durchaus ungerechten Recension der neuen Ausgabe von Drumanns „Geschichte Roms“, Wochenschr. für klass. Philologie 1900, S. 10 ff. Er selbst nimmt einen ehrenvollen Platz unter denen ein, die auf dem von Drumann angebahnten Wege rüstig weiter geschritten sind. Vgl. die folgende Anmerkung.

38. (S. 36.) Dies ist vortrefflich nachgewiesen in einem Vortrag, den der in Anm. 37 genannte Gelehrte auf der Görlitzer Philologen-Versammlung im J. 1889 über Brutus gehalten hat (Verhandlungen S. 165—185). Als wir ihn gehört hatten, äußerte ein älterer und angesehener Schulmann zu mir: „Was ist das nun? bloß die Sucht, Mommsen zu übertrumpfen“ — ein Vorwurf, dem ich damals lebhaft

widersprach, und heute ebenso widersprechen würde. — Vgl. auch oben S. 26.

39. (S. 38.) Vgl. u. a. meine beiden Aufsätze über „Das Ergebnis der Schulkonferenz“ und „Die neuen Lehrpläne“, Preuß. Jahrb. 67 (1891) S. 88 ff. und 69 (1892) S. 256 ff. Daß es angesehene Schulmänner giebt, die sich noch jetzt anders aussprechen, soll nicht unerwähnt bleiben.

40. (S. 38.) Dafür, daß es schon zwischen 1882 und 1892 wenn auch nicht ganz so schlimm doch ähnlich stand, kann ich auf früher Gesagtes verweisen: Suum cuique, Fünf Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens (1889) S. 55 f.

41. (S. 39.) Charakteristisch und lehrreich ist der Gedankenaustausch zwischen Humboldt und dem kurmainzischen Koadjutor Karl Theodor von Dalberg, der in des ersteren Jugendarbeit „Über das Studium des Altertums und des griechischen insbesondere“ (1793) und des anderen Randbemerkungen dazu enthalten, und kürzlich zum ersten Mal veröffentlicht worden ist: Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum, von Wilhelm v. Humboldt, hrsg. von Albert Leitzmann (Leipzig 1896). Wenn man heute die freilich ein wenig nüchternen Einwendungen des praktischen

und erfahrenen Beamten liest, so kann man nur wünschen, daß Humboldt dafür etwas weniger unzugänglich gewesen sein möchte.

42. (S. 39.) „Die Gefahr der Einheitsschule“, Preuß. Jahrb. 63 (1889) S. 1. ff. Der Aufsatz ist in der oben citierten Schrift Suum cuique wieder abgedruckt.

43. (S. 40.) Als im Oktober 1897 der Verein zur Förderung des lateinischen höheren Schulwesens seine Hauptversammlung in Düsseldorf abhielt, legte mein Herr Amtsvorgänger Dr. Matthias, jetzt vortragender Rat im Kultus-Ministerium, „Die Gleichwertigkeit der Oberrealschul- und Gymnasialbildung“ in ausführlicher Rede dar. Sie ist gedruckt in der „Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen“ IX, Heft 3.

44. (S. 42.) Der Beruf des Schulmannes bringt es mit sich, daß er diesen naturgemäß nicht sehr beliebten Gesichtspunkt den Schülern und unter Umständen auch den Eltern gegenüber zu vertreten hat. An die Pflicht dies zu thun wurde, mit Bezug auf eine bestimmte Stelle — die Versetzung nach Prima — neuerdings ausdrücklich erinnert durch einen Ministerial-Erlaß (vom 7. Nov. 1899), dessen Inhalt auch in unserm Jahresbericht (unter V) kurz angegeben ist.

Inhalt.



